

Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.



Berlin 1875.

Verlag von Georg Stilke.
N^o 21, Soufflotstraße 21.

I n h a l t.

	Seite
Das Geheimniß. Novelle von Victor von Strauß	1
Sine Geschichte in Liedern. Von Otto v. Leizner-Grünberg . . .	39
Der Zankapfel. Schwank in einem Act von Paul Lindau	41
Gedichte. Von Oscar Welten, C. Ferd. Meyer, Th. Aufrecht . .	54
Die deutsche Dichterin. Von Johannes Scherr	56
Keber Aleix's „Prinzen Friedrich“ von Lomburg. Von Hans von Wollzogen	65
Kritische Rundblicke	74
Auch Hofmkranz. Von Hieronymus Kern.	
Kleine Bucherschau.	
Zur Kritik der Kritik. Von Oscar Blumenthal.	
Miscellen.	

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats
im Umfang von 5–6 Bogen Text, eleg. gef.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redactionschluss: 16. Juli.

Das Geheimniß.

Novelle von Victor von Strauß.

Die Präsidentin betrachtete sich und ihren Anzug in dem großen Spiegel ihres Wohngemachs mit befriedigten Blicken. Obgleich dem vierzigsten Jahre nahe, war sie noch immer eine der schönsten Frauen und selbst am wenigsten geneigt, sich diese Anerkennung zu versagen. Kein Maler, kein Bildhauer hätte sich ein vollkommeneres Modell wünschen mögen. Stirn und Mund umschwebte zwar ein Zug von Härte, Augen und Wangen ein Ausdruck von Leichtfinn, aber beides zusammen gab ihr zugleich etwas Rätthelhaftes, das um so mehr anzog. Es schien auf sie selbst zu wirken, so vertiefte sie sich in ihr Spiegelbild, während sie an der dunkelrothen Rose im Haar noch ein wenig rückte, Armbänder und andern Goldschmuck befestigte und einige Falten aus dem braunrothen Seidenkleide strich, gegen welches das glänzende Weiß der Arme, Hände und des Halses vortheilhaft abstach.

Sie hatte nicht gehört, daß der Präsident indeß eingetreten war, und bemerkte dies erst, als sie im Spiegel auch sein Bild, die hohe, etwas vorgebeugte Gestalt mit dem ersten guten Gesicht und dem angrauenden Haar, dicht hinter sich erblickte.

Willst Du in's Theater, meine Liebe? fragte er, als sie sich zu ihm umwandte. Wohin sonst? erwiderte sie.

Ich dachte mir's, fuhr der Präsident fort; da Du aber fertig zu sein scheinst, auch der Wagen noch nicht vorgefahren ist, so möchte ich vorher einige Worte mit Dir sprechen.

Mit dem heitern Lächeln, welches ihn nach zwanzigjähriger Ehe noch immer bezauberte, reichte sie ihm die Hand, ließ sich nach dem Sopha führen und setzte sich dort an seine Seite. Doch lag etwas Gespanntes in ihrem Wesen, das erst verschwand, als der Präsident sagte: Es muß Dir auch aufgefallen sein, meine Liebe, daß sich Helene seit einigen Wochen sonderbar verändert hat.

Gewiß war es ihr aufgefallen, obgleich erst seit einigen Tagen. Sie hatte aber sogleich den Hausarzt zu ihrer Tochter geschickt und dieser hatte nach sorgfältiger Untersuchung versichert, Helene sei vollkommen gesund.

So muß sie im Gemüth leiden, so muß sie einen verborgenen Kummer haben, fuhr der Präsident fort. Hast du nicht mit ihr gesprochen? —

Es wäre besser, lieber Mann, Du sprächest einmal mit ihr. Sie hat viel mehr Vertrauen zu Dir als zu mir. Ja, es kommt mir vor, als ob sie mich in der

lechten Zeit sogar zu vermeiden sucht. Sie hat jedenfalls keinen Ueberfluß an der kindlichen Liebe, die ich fordern müßte, wenn ich weniger nachsichtig wäre. —

Ich versichere Dich, darin irrst Du. Sie liebt Dich, sie liebt Dich wahrhaft, aber ihr Beide seid freilich so verschiedene Naturen, daß ihr einander kaum begreifen könnt; — ein bedenkliches Verhängniß bei Menschen, die so sehr auf einander angewiesen sind; — und dieser Gegensatz mußte sich um so mehr verschärfen, als wir ihr eine sehr freie selbständige Entwicklung vergönnt haben. Bei meinen jetzt so gehäuftesten Geschäften und Dienstreisen habe ich nur selten Zeit gefunden, sie zu beobachten, aber was ich wahrgenommen, hat mir das Herz durchschnitten. Welcher Genuß war es mir sonst, das liebe schöne Kind so frisch und gesund, so einfach und natürlich und dabei so lebhaft und klug sich im Hause, in der Gesellschaft bewegen zu sehn! Und wie gedrückt und ängstlich schleicht sie jetzt einher, täglich blasser, stiller, verschlossener, zurückgezogener, nicht selten die Spuren heimlich vergossener Thränen an den Augenlidern! Ich habe gesehen, daß sie bei den gleichgültigsten Gesprächen Anderer plötzlich schreckhaft zusammenfuhr, ohne daß man die Ursache begreifen konnte.

Ich müßte sehr irren, sagte die schöne Frau, als der bekümmerte Vater nach diesen Worten in schmerzliches Nachdenken versank, — ich müßte sehr irren, wenn dem nicht pietistische Schwärmerei zu Grunde läge.

Der Präsident schüttelte schweigend den Kopf.

Run, fuhr sie fort, Du wirst es ja sehen, wenn Du mit ihr sprichst. Eine gewisse Religiosität ist ja etwas ganz Gutes, aber man muß dergleichen nicht übertreiben, und Helene hatte immer einen Hang dazu. Auch pflegt sie schon länger Umgang mit einigen unserer Frommen, die jeden fröhlichen Lebensgenuß, Theater, Tanz, Spiel und Scherz als Sünde verdammen; lauter Dinge, von denen sich auch Helene jetzt zurückzieht. Diese verdrehte Geistesrichtung soll oft unnatürlich überspannte Zustände hervorrufen, in denen sich Kleinigkeiten zum Ungeheuerlichen aufbauen und die Leute bis auf den Tod ängstigen. Es wäre unangenehm genug, wenn sich so etwas in unsere Familie eindrängte. — Aber da kommt der Wagen —

Es ist nur ein vorüberfahrender, sagte der Präsident, indem er sie vom Aufspringen zurückhielt. Auch wird der unsrige ja gemeldet werden. Aber in Deinen Vermuthungen irrst Du gewiß. Sie würde sonst Gleichgesinnte aussuchen und nicht die Einsamkeit, sie würde sich mit andern Dingen beschäftigen, als mit fremden Sprachen und weltlichen Wissenschaften; und daß sie damit ihre Zeit ausfällt, weiß ich von Guido, der sie mit brüderlicher Sorge beobachtet hat und bei seinen vierzehn Jahren schon recht verständig urtheilt.

Ja, versetzte die Mutter lebhaft, Guido ist ein herrlicher Knabe, und Helene wird am Ende noch ein Blaustrumpf. Aber vielleicht hat sich ihr der Regierungsrath von Sertfal endlich erklärt und die ganze Veränderung kommt daher.

Er hat es nicht gethan, erwiderte der Präsident. Er hat erst heute wieder mit mir davon gesprochen und ist sehr betrübt. Wie glücklich waren wir in der Aussicht auf diese Verbindung! Wie gern ertheilten wir ihm die Erlaubniß, sich um Helenens Zuneigung zu bewerben! Auch durften wir hoffen, daß er sie erlangte. Offenbar begünstigte sie ihn, seine Annäherung erzeute sie, es schien sie zu beglücken, daß er ihr ausschließlich huldigte, und schon, wie er mir heute gestand, suchte er nur

den geeigneten Augenblick, sich ihr zu erklären, als diese unbegreifliche Veränderung eintrat. Seitdem hat sie ihm jede Gelegenheit dazu abgeschnitten; sie vermeidet seine Nähe, und kann sie dies nicht, so ist sie gegen ihn ebenso zurückhaltend und verschlossen, wie gegen uns Alle.

So tritt er wohl zurück? sagte die Präsidentin, indem sie von einem Nebentischchen ihr Opernglas an sich nahm. —

Im Gegentheil; seine Empfindungen für sie, seine Wünsche sind lebhafter als je. Aber er ist sehr unglücklich, und ich konnte ihm wenig Trost geben. Ich weiß nicht, was ich von dem Kinde denken soll, und konnte ich nicht ihr reines, edles Gemüth, so würde ich glauben, sie habe etwas sehr Schlimmes auf dem Gewissen, das sie quält und dessen Entdeckung sie fürchtet. Natürlich kann das nicht so sein. —

Natürlich nicht. Es wäre absurd, so etwas in unsrer Familie vorauszusetzen.

Sie nahm das Opernglas heraus und blickte hindurch, als sähe sie damit in eine weite Zukunft. Beide überließen sich schweigend eine Zeit lang ihren Gedanken. Dann trat ein Diener in die Thür und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Aufstehend sprang die schöne Frau empor, betrachtete sich noch einmal im Spiegel, ließ sich einige wärmere Umhüllungen überhängen, wobei der Gemahl mit liebevoller Zuthätigkeit half, und eilte dann nach flüchtigem Abschiedsgruße die Treppe hinunter.

Langsam verließ der Präsident das reich ausgestattete Zimmer, zögernd stieg er die Treppe zum zweiten Stock hinauf, wo die Wohnungen der Kinder waren, und klopfte. Dort an die Thür von Helenens Gemach. Auf ihr sanftes „Gutten“ öffnete er und trat ein.

Der Vater war hier oben eine seltene Erscheinung; kam er aber einmal, so pflegte ihm Helene mit der lebhaftesten Freude entgegenzueilen, ihn mit den Lauten der innigsten Liebe und Verehrung zu begrüßen. Beide waren dann glücklich in dem Gefühl einander anzugehören und nie hatte ein Schatten ihr gegenseitiges Vertrauen getrübt. Wie anders heute! Beim Anblicke des Vaters fuhr Helene erschrocken und verflört von ihrem Sitze auf, das Buch, in welchem sie gelesen, glitt ihr aus der Hand, und indem sie sich an der Stuhllehne hielt und noch bleicher wurde als sie schon war, konnte sie nur mühevoll und langsam die Worte hervorbringen: Ist etwas vorgefallen, Papa?

Nichts, mein Kind, sagte der fast eben so erschrockene Vater, denn es kam ihm vor, als ob sie schwankte, als ob sie niederzinken wolle, weshalb er auf sie zuwie, sie liebevoll umfing und zu dem kleinen Divan brachte, wo er sich neben ihr niederließ. Was sollte vorgefallen sein? fuhr er fort.

Sie antwortete nicht; sie war sichtlich bemüht, ihrer Empfindungen Herr zu werden. Er wollte sie darin nicht stören und streichelte schweigend den Rücken ihrer Hand. So blickte sie lange vor sich nieder. Endlich schlug sie die Augen zu ihm auf und sagte: Verzeih mir, lieber Papa!

Was soll ich Dir verzeihen, liebes Kind? versetzte er mit einem herzlichen Druck der Hand. —

Daß ich nicht war wie sonst; daß ich nicht bin, wie ich sein sollte. —

Helene, Du hast einen Kummer, ein Herzeleid. Ist es nicht so? —

Sie blickte wieder zur Erde und nickte mit dem Kopfe. —

So vertraue Dich mir, liebes Herz! Du hast keinen treueren Freund als Deinen

Vater, Keinen, der Dein Glück so aufrichtig wünschte, der Dein Leid so innig mitfühlte, der so hülfbereit wäre, wo zu helfen ist. Ich weiß wohl, daß es näher läge, daß es natürlicher wäre, eine Tochter schüttete in solchem Falle ihr Herz der Mutter aus. Ich fühle, Du erschrickst, Du zitterst bei diesem Gedanken. Es ist ja nicht meine Forderung, ich spreche es nicht einmal als Wunsch aus. Auch soll kein Vorwurf darin liegen, so schmerzlich es für mich auch ist, daß zwei so eng mit mir und durch die Natur so eng unter sich verbundene Wesen so wenig Verständniß für einander haben, ihre Vorzüge nicht anzuerkennen, ihre Mängel nicht zu ertragen vermögen. Rein! kein Vorwurf! Du hast es nie an Ehrerbietung, Gehorsam, Rücksicht und liebevoller Freundlichkeit gegen sie mangeln lassen. Vertrauen läßt sich nicht erzwingen. Mir aber hast Du es immer zugekehrt, und, Du wirst Dir selbst sagen, ich habe es nie getäuscht. Vertraue mir auch jetzt! Was ist Dein Kummer?

Er sah, wie ängstlich sie athmete, wie ihr Herz klopfte, wie sie innerlich kämpfte.

Mein liebes gutes Mädchen, fuhr er in den mildesten Tönen fort; es ist ja kein Leiden, kein Uebel, wofür es nicht auf Erden oder im Himmel Hülfe giebt, und wenn nicht Hülfe, doch Vinderung, Trost, Beruhigung. Laß es uns zusammen durchsprechen! Schon das wird Dir eine Erleichterung sein. Ich glaube auch, ja ich weiß, daß Dir an der Ruhe, dem Glück, dem Seelenfrieden Deines Vaters gelegen ist; und wie kann ich sie haben, so lange ich Deinen Kummer nicht theilen kann, ihn nicht einmal kenne? so lange ich mich völlig außer Stande sehe, ihm abzuhelfen, ihn zu mildern? Helene, glaubst Du, ein Vater, der sein Kind liebt, könne es ohne den tiefsten Schmerz ansehen, wie das geliebte, sonst so blühende und heitere Kind sich an verheimlichtem Grame abzehrt, täglich bleicher und kummervoller umherschleicht? er könne es ohne den tiefsten Schmerz erleben, daß er ohne sein Verschulden das Vertrauen seines Kindes eingebüßt habe, daß er es vergeblich bitte, ihm dasselbe zu gewähren?

Ueberwältigt von diesen Worten, stürzte sie vor ihm auf die Knie nieder, erhob die gefalteten Hände und rief mit überströmenden Augen: O Papa, Papa! sei barmherzig! Ich kann es, ich darf es nicht sagen. Fordere es nicht!

Er war erschüttert von ihrem Anblick, von ihrem schmerzlichen Flehen, aber ein Gedanke durchfuhr ihn. Helene, sagte er, höre mich. Schon von längerer Zeit hat Herr von Seethal Deiner Mutter und mir seinen lebhaftesten Wunsch gestanden, Dich die Seine zu nennen. Wir erlaubten ihm, sich Dir zu nähern, um Deine Liebe zu werben. Bei seinem Charakter, seinen Verhältnissen, seinen Aussichten erschien uns Deine Verbindung mit ihm nur wünschenswerth. Es erfreute uns, als wir bemerkten, daß Du seine Gefühle erwidertest. Du thatest es, Du liebst ihn, Helene. Ist es nicht so?

Es ist so, seufzte sie leise. Es war so, verbesserte sie sich zusammenschauernd, indem ihre Thränen reichlicher flossen.

Der Vater zog sie aus ihrer knieenden Stellung wieder neben sich auf den Sitz. Es war so? sagte er. Hast Du etwas erfahren, was eurer Verbindung entgegengetreten müßte?

Sie bejahte es schweigend.

So ist er verläumdet worden, rief der Präsident lebhaft. Ich kenne ihn, ich kenne seine ganze Vergangenheit. Er ist ein Ehrenmann in jeder Ader und jedem Nerv. Wer hat es gewagt, etwas so Nachtheiliges von ihm zu reden?

Niemand! Niemand! Ich weiß nur Gutes von ihm, sagte Helene.

Der Vater stand auf und schritt eine Zeit lang im Zimmer umher, während er dann und wann einen Blick auf Helene warf, welche die Augen mit der Hand bedeckt hatte. Das wird immer räthselhafter, sagte er endlich, indem er vor ihr stehen blieb.

O Gott, möge es das bleiben! sagte Helene, beide Hände zusammenschlagend. Ich kann nicht mehr sagen. Ich darf nicht mehr sagen. Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, Papa, laß mich dies allein tragen, aber zweifle nicht an meinem vollsten Vertrauen auf Dich, nicht an meiner innigsten Liebe zu Dir! Erst das würde mein Unglück größer machen, als ich zu ertragen vermag, und ich würde dennoch schweigen müssen.

Er preßte die Lippen zusammen, schüttelte mit dem Kopfe, aber die Thränen drangen ihm in die Augen. Du schließt sehr fest ab, sagte er dann, und ich sehe mit Schmerzen, daß wir uns nicht mehr verstehen. Aber was es auch sein mag, das Du vor mir verbirgst, es macht Dich unglücklich; und hart gegen Dich zu sein, mein Kind, widerstrebt meinem ganzen Wesen. Ich will für jezt nicht weiter in Dich dringen, ich fühle, daß es grausam wäre; aber ich hoffe, Du wirst meiner Worte gedenken, ich hoffe, sie werden nicht ohne Frucht bleiben. So wie es jezt ist, läßt Du mich nur in quälender Ungewißheit, in peinlicher Furcht, nicht bloß über den Anlaß Deines Kummer, auch über den Grund Deines Schweigens. Ich will Dir Zeit lassen. Ich will sehen, ob meine Liebe zu Dir, ob Deine Liebe zu mir nicht überwindet.

Er reichte ihr die Hand, die sie küßte und mit ihren Thränen benetzte. Dann wandte er sich und ging langsam zum Zimmer hinaus, während sie aufgestanden war und mit stummer Klage beide Arme ihm nachstreckte, als wolle sie ihm alle ihre Liebe nachsenden. Als er aber die Thür hinter sich geschlossen hatte, als sie sich allein sah, sank sie mit einem schmerzlichen Wehelaute auf den Sitz zurück, bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht, und es war ihr, als ob ein zerstörendes Wetter über ihr hänge, ein Abgrund unter ihr kasse, Schrecken von allen Seiten bereit wären auf sie loszubrechen. Auf sie? Ach Gott, es war ja eben ihr heißgeliebter Vater, dessen Liebe und Güte sie gerade jezt wieder in jedem seiner Worte empfunden, für den sie vor Allem zitterte bei ihrem unseligen Geheimnisse.

Und was war dies Geheimniß? O sie dachte daran, sie dachte täglich daran. Tag, Stunde, Minute, alle Umstände, unter denen sie es erfahren, leuchteten auch jezt wieder brennend in ihrer Erinnerung. O jene Nacht! jene Nacht!

Sie hatte am Vorabend derselben die Eltern in eine Gesellschaft begleiten sollen, war aber durch ein kleines Fehl an der Kleidung verhindert worden, pünktlich fertig zu werden, und der Vater hatte noch ein Halbständchen mit eiligen Geschäften zu thun. Die Mutter war daher vorausgefahren. Da Helene aber gleich nach deren Entfernung ihre Toilette beendet hatte, so war sie mit einem Buche zu dem Vater in dessen Geschäftszimmer hinuntergegangen und hatte dort still gelesen, bis auch der Vater fertig war und Beide sich dann in die Gesellschaft begaben. In dieser, wie sie gewünscht und erwartet hatte, traf sie auch Seethal, der sich den ganzen Abend liebenswürdiger und aufmerksamer als je um sie bemühte. Ja, er hatte ihr einige

Worte zugeflüstert, Worte, die sie längst vorausgeahnt und die doch, als sie gesprochen waren, ihr ganzes Innere entzündet und es so aufgereggt hatten, daß sie noch lange nach der Heimkehr keine Ruhe und im Bette stundenlang keinen Schlaf finden können. Da fiel ihr ein, sich mit dem Buche müde zu lesen, das sie in des Vaters Geschäftszimmer hatte liegen lassen. Bei dem Schimmer, den die gegenüber befindliche Straßenlaterne in ihre Kammer warf, stand sie auf, zog einige Kleidungsstücke über und suchte nach Feuerzeug. Sie fand keins, bedachte aber, daß sie dergleichen auf dem Arbeitstische des Vaters finden und von dort mitbringen könne. So ging sie, um Niemand im Schlafe zu stören, auf den Strümpfen, durch die Dunkelheit den wohlbekanntem Weg, die Treppe hinunter, den Gang entlang. Als sie die Thür des Vorzimmers öffnen wollte, fiel es ihr auf, daß diese nur angelehnt war, und als sie eintrat, zeigte ihr ein Lichtstreif in der etwa eine Hand breit geöffneten Thür des Geschäftszimmers, daß Jemand darin sein müsse. Wer konnte das sein? und um diese Zeit? Hatten sich Diebe eingeschlichen? Es stand dort ein Geldschrank, in welchem sich ansehnliche Summen öffentlicher Gelder befanden. Aber es war drinnen so still, daß sie nur ihre eignen Athemzüge, das Klopfen ihres Herzens und die Pendelschläge der Wanduhr vernahm. Sollte der Vater noch wach sein? War er vielleicht über der späten Arbeit eingeschlafen? Das dünkte ihr das Wahrscheinlichste. Sie überlegte einen Augenblick. Jedenfalls mußte sie sich erst überzeugen, was drinnen vorgehe. Waren es Diebe — ein Gedanke, der sie anschrackte —, dann wollte sie rasch die Thür abschließen, fortlaufen und die Hausbewohner zu Hilfe rufen. War es der Vater, so konnte sie ihn veranlassen, zu Bett zu gehen. Vielleicht hatte er auch nur eine brennende Lampe stehen lassen, die sie dann mit sich nehmen konnte.

So schlich sie unhörbar an die Spalte der Thür und blickte hinein. Aber was sie sah, traf sie wie ein Blitz. Ja, der Geldschrank wurde bestohlen, er stand offen, Papiergeld und Geldrollen wurden vorsichtig herausgeholt und in ein Körbchen gelegt — der Geldschrank wurde bestohlen — aber von wem? von wem? Großer Gott, es war ihre Mutter, ihre eigne Mutter! — Da stand sie vor dem offenen Schranke im Nachtanzuge, mit unbesleideten Füßen, das Körbchen am linken Arm, dessen Hand das Licht hielt, während die andere Hand das Geld herausholte, — und die Schieblade am Schreibtische, in welche der Vater die Schlüssel zum Geldschrank einzuschließen pflegte, war aufgeschlossen und herausgezogen, und an ihr hing das Schlüsselbündlein, das der Vater nie von sich ließ und jede Nacht vor sein Bett legte. Dies Alles sah Helene wie mit einem einzigen Blick, und was ihre Mutter, ihre eigne Mutter that, überkam sie mit furchtbarer Klarheit und wie ein Todessehnen. Einen Augenblick stand sie wie gebannt und gelähmt, ein Angstschrei erstickte in ihrer Brust, ehe er hörbar wurde, ein jäher Schwindel packte sie. Dann aber riß es sie fort, fort von dem schrecklichen Anblick; es war als ob eine fremde Gewalt sie hinauf in ihr Zimmer trüge, so wenig fühlte sie sich selbst. Sie mußte sich später nur noch zu erinnern, daß sie den Nachthimmel durch die Fenster ihres Zimmers gesehen; dann hatte sie die Besinnung verlassen.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich auf dem Fußboden liegen und der beginnende Tag — es war im Juli — leuchtete bereits durch die Fenster. Sie bedurfte keines Nachsinnens, wie sie dahin gekommen. Das schreckliche Bild der Nacht stand sofort wieder vor ihren Augen. Bedenken konnte sie noch nichts. Nur

die entsetzliche Thatsache, deren Zeugin sie gewesen, zog wie ein Strudel all' ihr Sinnen in sich hinein. Aber sie bemerkte, daß sie bei ihrer Rückkehr die Thür ihres Zimmers hatte weit offen stehen lassen. Rasch und nicht ohne Anstrengung stand sie auf, schloß und verriegelte sie. Denn es erinnerte sie, daß auch andre Menschen da seien, nicht allein ihre unglückliche Mutter. O der Vater! der arme, betrogene, geliebte Vater! Wie liebte er die schöne Frau! wie hing sein ganzes Lebensglück an ihr und dem Glauben an sie! Ein unaussprechliches Erbarmen mit dem theuren, nichts ahnenden Vater erfaßte Helene. Sie sank wieder auf den Boden hin, von dem sie aufgestanden war; aber nun konnte sie weinen, bitterlich und lange weinen, und das gab ihr einige Erleichterung und verminderte die Spannung, die ihr Gemüth wie ihren Körper gefesselt hatte. Wie lange sie so gelegen und geweint, wußte sie nicht, als sie im Hause Thüren gehen, Stimmen und Schritte hörte. Ob es schon entdeckt sei? das war ihr erster Gedanke. Sie horchte. Dann sprang sie auf und sah nach der Uhr. Es war halb Sechß. Es war also nur die Dienerschaft, die sich im Hause regte. Noch war ja keine Entdeckung möglich. Aber auch bei ihr sollte Niemand etwas Ungewöhnliches entdecken, was sie später vielleicht zu einer Zeugin gegen die Mutter, zu einer Anklägerin gegen dieselbe hätte machen können. Sie schob den Riegel wieder zurück, ging in die Kammer und legte sich in's Bett, — nicht um zu schlafen, nur um dort zu sein, wie immer, und um zu sinnern, zu grübeln, was sie thun sollte, was sie thun könne, was sie thun müsse. Aber ihr sonst so klares, sicheres Wesen war aus allen Fugen gekommen. Nur immer neue ängstliche und furchtbare Fragen tauchten in ihr auf, für die sie keine Antworten zu finden wußte, und sie wirrten sich zu einem dunklen Anäuel zusammen, auf den sie hinstarrte und hinstarrte, — bis denn doch endlich ein mitleidiger Schlaf sich ihrer erbarmte und sie der schmerzlichen Wirklichkeit entrückte.

Spät erst erwachte sie wieder und das Erlebte trat auf's neue vor sie hin. Es war eine günstige Fügung, daß sie ein paar ziemlich einsame Tage vor sich hatte. Der Vater war in Dienstgeschäften abwesend, die Mutter war zu einer befreundeten Familie auf's Land gefahren und hatte die jüngere Tochter, die elfjährige Anna, mitgenommen. Guido nahm Schule und Schularbeiten und Spaziergänge mit Kameraden in Anspruch. Als Helene ihn beim Mittagessen sah, konnte sie auf seine Nachfrage ihr verändertes Aussehen ohne Unwahrheit auf Kopfschmerzen schieben. Denn freilich litt sie nun auch körperlich unter den Folgen der nächtlichen Erschütterungen. Sie ging umher wie im Traume, unvermüdet über das nachzudenken, was ihr doch unaussprechlich in der Seele stand, und wiederholt fragte sie sich selbst, ob nicht Alles nur ein schrecklicher Traum gewesen sei. Sie hätte ihr Leben dafür hingegeben, daß dem so sein möchte. Aber nein, nein! es war nur zu gewiß, zu wirklich. Einige Mal fiel ihr Seethal ein und der gestrige Abend und sie schauderte zusammen. Alles, was sie gehofft und mit geheimer Wonne vorausempfunden, es lag nun zertreten und zertrümmert da. Das war erst recht ein Traum gewesen. Aber sie vertweilte nicht dabei. Was war ihr kleiner Schmerz gegen das Unglück des Vaters, das ja schon da war, wenn er es auch noch nicht kannte, nicht ahnte! Und dann die unglückliche Mutter selbst! Was sollte aus Beiden werden, wenn nun die unaussprechliche Entdeckung eintrat? Sie sah den Vater in seinem Jammer, die Mutter in ihrer Schande, sie durchlebte dann wieder die Geschichte der ganzen Nacht. So wechselten die

Schreckbilder der Vergangenheit und der Zukunft in dem schmerzgequälten Kopfe den langen Sommertag hindurch, bis sie am Abend ermattet, bekümbt und wie bewußtlos ihr Nachtlager aufsuchte.

Nach einem langen tiefen Schlafe erwachte sie am folgenden Morgen gekräftigt und mit klaren Sinnen. Sie vermochte sich zu sammeln, zu bedenken, zu überlegen. Sie vermochte dem Erlebten, so furchtbar es auch war, in's Angeficht zu schauen. Aber bei allem Erwägen und Sinnen, — es blieb was es war. Und was konnte sie dabei thun? Sollte, konnte sie vor ihre Mutter hintreten und sie einer solchen Handlung anklagen? So frech, so unnatürlich erschien es ihr, daß sie davor zurückbehte. Und doch wäre es das Einzige gewesen, was sie hätte thun können. Sie fann, und fann immer wieder, ob sie nicht auf irgend eine Weise die Mutter ansehen könne, das Gethane wieder gutzumachen, das Entwendete wieder zu erstatten; aber weder an jenem Tage, noch an den folgenden Tagen konnte sie mit sich darüber einig werden. Sie bemühte sich, im Hause und unter Menschen zu verbergen, daß ihr etwas am Herzen fehre; sie holte ihre Bücher hervor und suchte durch geistige Beschäftigung ihr Gemüth zu retten. Aber Qual, Angst und Furcht lauerten beständig in den Tiefen ihrer Seele und traten ihr bei den geringsten Anlässen in das Licht des Bewußtseins. Ueber ihren Büchern saß sie oft stundenlang ohne einen Buchstaben anzusehen, und zu den steten Zweifeln, ob und wie sie mit der Mutter reden solle, traten allmählig die bittersten Selbstvorwürfe, daß sie es nicht schon gethan habe. Beim ersten Wiedersehen der Mutter wollte ihr die Brust zerpringen und sie konnte sich kaum aufrecht halten. Die Präsidentin, immer mit sich, mit ihren Vergnügungen, ihren Gesellschaften, ihrem Puß beschäftigt, bemerkte nichts davon. Von dem an mied Helene möglichst jedes Zusammensein mit ihr. Die unveränderte Heiterkeit und Lebenslust der Mutter war ihr ebenso räthselhaft als grauenvoll. Und doch, es war ihre Mutter, und sie sah in ihr nur die unselig Verstrickte, die Unglückliche, Bejammernswerthe. Den Vater, der in dieser Zeit sehr beschäftigt war, sah sie selten. Die Angst um ihn aber verließ sie keinen Augenblick.

Und als er nun diesen letzten Abend zu ihr kam, und mit alle der Güte und Liebe und Herzlichkeit ihr zuredete, die er ihr Lebenslang zugewendet hatte, wie namenlos war ihr Schmerz, wie schneidend ihr Mitleid mit ihm, wie entsetzlich ihre Angst vor der Entdeckung!

Es war zwei Tage später, als der Präsident in Gegenwart des Regierungsraths von Seethal und eines Secretaires den Geldschrank öffnete, um an diese Weiden eine gewisse Summe auszuhändigen. Nachdem er einige Geldrollen herausgenommen, stockte er, sah erschrocken hinein und rief: Mein Gott, hier fehlt was! Jemand muß bei dem Schranke gewesen sein.

Der Secretair, ein kleiner krummnasiger Mann mit einem Buckel, warf Seethal einen Blick zu, den dieser aber nicht beachtete.

Sie werden sich irren, Herr Präsident, sagte Seethal.

Der Herr Präsident irrt sich so leicht nicht, sagte der Secretair mit seiner schnarrenden Stimme.

Rein, sagte der Präsident; es wäre mir lieb, wenn ich's thäte, aber ich glaube

nicht. Ich bin lange nicht bei dem Schranke gewesen, aber ich weiß gewiß, daß an diesem Plage mehr lag, als ich jetzt finde. — Meine Herren, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, Sie können denken, wie mich dies beängstigt. Ich bitte Sie, genau nachzuzählen, wieviel Sie in dem Schranke finden. Ich werde indeß die Summe der hinterlegten Gelder nach dem Verzeichniß berechnen, und wir können dann beides vergleichen.

Wäre es nicht besser, sagte Seethal —

Ich weiß, was Sie sagen wollen, unterbrach ihn der Präsident. Aber es ist mir lieber, die Sache vor Zeugen festzustellen. Bin ich bestohlen und der Dieb wird nicht entdeckt, so werde ich das Fehlende ersetzen müssen, und werde sofort dafür sorgen, um nicht selbst einem ärgeren Verdacht preisgegeben zu werden.

Ei bewahre, bewahre! schnarrte der Secretair, indem er den Mund in die Breite zog. Wer wird von dem Herrn Präsidenten Schlimmes denken?

Seethal sah ihn unwillig an und sagte: Lassen Sie uns thun, was der Herr Präsident wünscht.

Beide begannen den Inhalt des Schrankes zu prüfen und auf einem Blatte zu verzeichnen. Der Präsident setzte sich an den Schreibtisch und holte die nöthigen Papiere hervor, um seine Berechnung anzustellen. Die Zählenden legten das Geld in Haufen von je tausend Thalern auf den großen Tisch in der Mitte des Zimmers und wurden um so schneller damit fertig, als dasselbe in lauter veriegelten Rollen und hochwerthigem Papiergelde bestand. Sie nannten das Resultat. Der Präsident, der seine Berechnung gleichfalls vollendet und sich auf seinem Stuhle umgedreht hatte, erblaßte und stand auf. Dann, meine Herren, sagte er mit unsicherer Stimme, dann sehen wir über zehntausend Thaler.

Sollte da nicht ein Irrthum untergelaufen sein? sagte Seethal theilnehmend. Lassen Sie uns einmal die Berechnung nachsehen und zählen Sie indessen die Gelder.

Es geschah. Das Ergebnis war dasselbe.

Schweigend und mit zitternden Händen begann der Präsident die Gelder wieder an ihren Platz zu bringen. Seethal half ihm dabei. Der Secretair besichtigte währenddessen den festen eichenen Schrank, den kunstreichen Verschluss desselben, den sonderbar durchseilten Schlüssel, den er verschiedentlich probirte, dann die Angeln und besonders die scharfen Ränder der Thüren, und sagte endlich: Meine Herren, mit Gewalt ist hier nichts geschehen, und ich verstehe mich genug auf die Schlosserei — mein Vater betrieb dies Geschäft — um sagen zu können, daß dieses Schloß mit Dietrichen nicht zu bezwingen ist. Wer das Geld genommen hat, muß nothwendig den Schlüssel gehabt haben.

Unmöglich! rief der Präsident. Der Schlüssel hat stets wohlverwahrt in jener Schieblade gelegen, die selbst ein künstliches, ein sogenanntes Brahma-Schloß hat, dessen Schlüssel ich nie von mir lasse.

Das ist eine unglückliche Lage, schnarrte der Budlige. Da wird der Beweis eines Diebstahls schwer zu erbringen sein, zumal Jeder fragen wird, warum der Dieb, der soviel gestohlen, nicht Alles genommen hat.

Der Präsident sah ihn verwirrt und betroffen an. Er konnte die Richtigkeit dieser Aeußerungen nicht leugnen und fühlte den Stachel darin.

Es ist besser, Herr Secretair, sagte Seethal mit unterdrücktem Unwillen, aber

mit großem Ernst, Sie versparen Ihre Bemerkungen bis zu einer etwaigen gerichtlichen Vernehmung, und schweigen bis dahin über die Sache.

Der Budlige verbeugte sich mit großer Unterwürfigkeit.

Es ist heute Abend zu spät für unser Geschäft, fuhr Seethal fort, und der Herr Präsident wird wohl erlauben, daß wir es einige Tage hinauschieben, da es ohnehin nicht eilt. Wir brauchen Sie nicht länger aufzuhalten.

Der Secretair nahm seinen Hut, verbeugte sich mit unbeschreiblich breitgezogenem Munde, was ein Lächeln bedeuten sollte, und ging.

Die beiden Zurückbleibenden schwiegen einige Zeit. Seethal sann über die Möglichkeiten einer Entwendung unter den erwähnten Umständen nach und der Präsident suchte sich zu fassen, was ihm auch einigermaßen gelang. Er brach das Schweigen zuerst, indem er sagte: Ich weiß, theurer Freund, daß es bei Ihnen der Versicherung nicht bedarf; dennoch versichere ich Ihnen bei meiner Ehre, daß ich keinen Pfennig —

Um Gottes Willen, verehrter Freund, unterbrach ihn Seethal, indem er seine Hand ergriff, erwähnen Sie nicht einen Verdacht, den kein Ehrenmann gegen Sie hegen kann. Die schielenden Andeutungen jener Meerstage waren nur böshaft; der Kexl glaubt selbst so etwas nicht. Lassen Sie uns statt dessen bedenken, wie wir dem Diebe auf die Spur kommen. Sie tragen jene Schlüssel stets bei sich, sagten Sie?

Ich trenne mich nie von ihnen, antwortete der Präsident. —

Auch Nachts nicht? —

Da liegen sie stets vor meinem Bette im Bereich meines Arms. —

Schlafen Sie allein in Ihrer Kammer? —

Schon seit Jahren. —

Verriegeln Sie Ihre Kammerthür Nachts? —

Allerdings nicht. —

Und Sie haben keinen leisen Schlaf? —

Nein, ich schlafe in der Regel sehr fest und tief. —

Das Alles, sagte Seethal lebhaft, muß der Dieb genau gewußt haben, und noch mehr; er mußte wissen, wo der Schrankschlüssel aufbewahrt wurde, er mußte mit allen Zimmern, deren Inhalt, deren Verbindungen genau bekannt sein. Herr Präsident, der Dieb kann nur unter diesem Dache, kann nur ein Hausdieb sein.

Sie haben Recht, sagte der Präsident. Bei mehr Ruhe hätte ich selbst darauf verfallen müssen. Aber wer könnte das sein? All' unsre Leute dienen schon lange im Hause, haben sich immer treu und ehrlich erwiesen, Keiner — nein, Keiner hat mir Anlaß zum Verdacht gegeben. Es sind offene und einfache Menschen. Mein Gott, wenn ich den Verdacht eines solchen Verbrechens auf einen Unschuldigen brächte!

Gewiß muß man darin sehr vorsichtig sein, versetzte der Andre, aber die Sache muß sich dennoch so verhalten. Vor Allem muß eine polizeiliche Visitation stattfinden, und wenn sie bei sämmtlichen Leuten geschieht, kann sich Keiner beklagen. Ich bitte Sie, verehrter Freund, beruhigen Sie sich. Wir werden dem Thäter sicherlich auf die Spur kommen. Es ist schon spät, und da außer uns Weiden nur noch der Secretair um die Sache weiß, dem wir Schweigen auferlegt haben, so wird es morgen noch früh genug sein, die Polizei in Anspruch zu nehmen. Jedenfalls werde ich zeitig hier wieder vorsprechen. Sie wissen, welchen Anlaß ich habe, an Allem, was Sie und

die Ihrigen angeht, den innigsten Antheil zu nehmen — ich fühle, daß dieser Augenblick schlecht gewählt wäre, um darauf zurückzukommen —; aber wenn jener Anlaß auch nicht bestände, Sie könnten dennoch auf mich rechnen, und ich verlasse mich darauf, daß Sie es thun werden. Darf ich?

Der Präsident drückte ihm die Hand und sagte: Was geht in solchen Fällen über einen zuverlässigen Freund! — Sie sagten einander gute Nacht und der Präsident blieb allein mit seinen Sorgen und seinen Gedanken.

Er brachte die Papiere an ihre Stelle, verschloß den Schrank, schloß den Schrankschlüssel wieder ein, setzte sich dann vor den Arbeitstisch und stützte den Kopf auf. Aber die Unruhe trieb ihn bald wieder empor, er ging im Zimmer umher, überdachte seine Lage und bemühte sich, sie klar und gefaßt zu betrachten. Immer aber klangen ihm die böshafsten Worte des Vukligen in den Ohren: „Da wird der Beweis eines Diebstahls schwer zu erbringen sein, zumal Jeder fragen wird, warum der Dieb, der so viel gestohlen, nicht Alles genommen hat.“ Wurde der Beweis nicht erbracht, so blieb auf ihm der Verdacht der Unterschlagung, er verlor Ehre und Amt, und was sollte dann aus seiner schönen angebeteten Frau, was aus seinen geliebten Kindern werden? Um einen solchen Verdacht von vorn herein abzuschneiden, mußte er jedenfalls die fehlende Summe sogleich zur Verfügung stellen können, und woher sollte er sie nehmen? Sein kleiner Grundbesitz war schon sehr verschuldet, und konnte er darauf auch jenen Betrag wohl noch erhalten, so war derselbe doch zu hoch, um rasch herbeigeschafft werden zu können. Und welch' ein empfindlicher Verlust war es dann für ihn, wenn das Entwendete nicht wieder erlangt, wenn der Dieb nicht entdeckt wurde! Doch das mochte sein, wenn seine Ehre, sein Ruf, sein guter Name nur nicht der Verläumdung jedes Schurken bloßgegeben wurden, und war das zu hindern, wenn der Diebstahl nicht bewiesen und die Sache durch die Einmischung der Behörden dennoch bekannt wurde?

Ruhelos schritt er im Zimmer umher bis es längst Nacht geworden war und die Strahlen des aufgehenden Mondes sein Auge trafen. Dann hielt er inne, suchte sich zu sammeln und ging hinüber zu den Seinigen.

Die jüngeren Kinder waren schon zu Ruhe gegangen. Nur die Präsidentin und Helene saßen, auf ihn wartend, noch am Theetisch, jene in einen spannenden Roman vertieft, diese mit einer Handarbeit beschäftigt. Bei seinem Eintreten legte die schöne Frau das Buch weg und Helene erhob sich, um den Vater mit Thee zu versorgen.

Du kommst sehr spät, lieber Mann, sagte die Präsidentin; aber was ist Dir? Du siehst ganz verstimmt aus.

Sind die Kinder zu Bett? Hört uns hier Niemand? fragte er.

Niemand, antwortete sie. Was giebt's denn?

Ich bin bestohlen worden, sagte er mit gedämpfter Stimme. An den Cassengeldern fehlen über zehntausend Thaler.

Aber das ist ja nicht möglich, rief die Präsidentin, leicht erblassend. Wer sollte denn das gethan haben? —

War es denn möglich, daß sie ihre ganze Fassung beibehielt? Ja, es war möglich. Sie schien sogar weniger erschrocken, als jede nicht schuldige Frau bei einer solchen Nachricht gewesen sein würde.

Um so fassungloser war Helene. Bei jenen Worten des Vaters fuhr sie heftig

zusammen, die Tasse fiel aus ihrer Hand zerklürend auf den Boden, einen Augenblick wurde es ihr Nacht vor den Augen und stark zitternd sank sie auf den Stuhl zurück.

Der Vater sah sie an, und eine suchtbare Vermuthung packte und schüttelte ihn. Helene, rief er, weißt Du darum?

Sie schwieg.

War dies Dein Geheimniß, Mädchen? Antworte!

Keine Antwort.

Nur ein Nein oder ein Ja, Helene! Kennst Du den Dieb?

Sie zitterte heftiger, blickte fortwährend zu Boden, regte aber die Lippen nicht.

Mädchen, rief er, indem er ihren Arm faßte und zornig rüttelte, soll ich glauben, daß Du selbst die Schuldige bist? — Antwortest Du nicht? — Zwingst Du mich es zu glauben? — Zeugnest Du es nicht? — Kannst Du es nicht leugnen? — Also Du hast mich bestohlen? —

Auf alle diese Fragen schwieg Helene.

Gott im Himmel! sagte der Präsident, jetzt völlig außer sich. Ist es denn zu fassen? Das muß ich erleben an meiner eignen Tochter? an der, die ich nächst ihrer Mutter am innigsten liebte? Geh mir aus den Augen, Nichtswürdige! Ich möchte sonst wilder und grausamer an Dir handeln, als ich verantworten kann. In diesem Zustande kann ich weder als Dein Vater noch als Dein Richter zu Dir sprechen. Fort auf Dein Zimmer! Morgen früh werde ich mit Dir reden. Fort!

Helene zitterte nicht mehr, sogar eine flüchtige Röthe färbte einen Augenblick ihre schönen bleichen Wangen. Sie stand auf, warf einen langen schmerzlich-zärtlichen Blick auf den Vater und eilte dann mit festem Schritt hinaus.

Während dieses ganzen Auftritts — Helene hatte es wohl bemerkt — saß die Präsidentin regungslos und unverändert am Tische mit übergeschlagenen Armen, die sie vielleicht etwas fester als sonst auf ihr klopfendes Herz presste, und nur der harte Ausdruck auf ihrer Stirn trat stärker hervor als gewöhnlich und ihre Blicke hatten gespannt zwischen dem Redenden und der Schweigenden getwechselt. Jetzt stand sie auf, trat zu ihrem Manne, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: Mein Theuerster, verfolge die Sache heute nicht weiter! Vielleicht ist sie nicht so schlimm als es scheint. Schone Deine Gesundheit! Natürlich hat es auch mich auf's Aeußerste angegriffen, so daß ich mich niederlegen muß. Thu' es gleichfalls. Morgen wirst Du ruhiger sein. Da wollen wir überlegen, wie das Geld zu ersetzen ist. Aber ich kann nicht mehr. Schlaf wohl!

Er fühlte, daß seine schöne Frau anders empfand als er selbst, anders als er erwartete, anders vielleicht, als eine gute Mutter und Frau gefollt hätte; er fühlte, daß es nicht natürlich, noch weniger liebevoll von ihr war, ihn in diesem Augenblicke allein zu lassen; aber dieser Eindruck, dessen er sich erst nach Jahren wieder erinnerte, verlor sich schnell in den heftigeren Gefühlen, womit Zorn, Entrüstung, Kummer, verwundetes Ehrgefühl und Scham sein Inneres aufwühlten. Am tiefsten und bis zum Ingrimme erbitterte ihn die Vorstellung, so in seiner innigen Liebe, in seinem Glauben an die Unschuld und Seelenreinheit Helenens betrogen worden zu sein. Er wandte sich zu seiner schönen Frau, umarmte sie als ob sie die Einzige wäre, auf die er noch vertrauen könne, eilte dann fort und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Als Helene jenen letzten Blick der Liebe auf ihren Vater richtete, stand schon Zweierlei fest in ihrer Seele: Sie mußte den Vater in dem Glauben lassen, sie sei die Schuldige; daß es die Mutter sei, mußte ihm, mußte aller Welt ein Geheimniß bleiben; sie selbst aber mußte fort, fort aus dem Hause, fort in die Ferne, in eine Verborgenheit, in der sie für immer den Ihrigen verschwand.

Es gibt Momente, in denen sich Gedanken, Beweggründe, Entschlüsse, deren ruhige Auseinanderlegung Tage und Wochen erfordern würde, auf einmal und wie in Einen Punkt zusammengedrängt im Bewußtsein aufrichten und sofort den ganzen Menschen bestimmen. So geschah es Helenen unter den letzten Worten des Vaters. Nicht bloß unmöglich war es ihr, als Anklägerin der Mutter hervorzutreten, sie wußte auch, daß damit des Vaters ganzes häusliches Glück für immer zerstücket werde. Sie wollte und mußte in seinen Augen die Schuldige bleiben. Aber sie konnte ja eben so wenig Rechenschaft geben von einer Handlung, die sie nicht begangen, als es ertragen, von dem getäuschten Vater fortwährend als eine mit solcher Schuld Bekleckte, seiner Liebe Unwürdige, seiner Verachtung Verfallene angeschaut und behandelt zu werden. Vor Weidern konnte nur eine Flucht sie retten. Und auch vor dem Zusammenbleiben mit einer Mutter, die sie nicht mehr als eine nur Unglückliche, tief Verirrte betrachten konnte, die auch bei diesem letzten Auftritt eine so steinalte selbstsüchtige Härte gezeigt hatte, daß ihr davor graute. Aber auch sie, die doch immer ihre Mutter blieb, wurde durch eine Flucht, die nur als Bestätigung von Helenens Schuld erscheinen konnte, vor den verderblichen Folgen ihrer That gerettet. Und vielleicht vor mehr. Sie kannte ihre Schuld und der Tochter Unschuld, und wenn diese ihre Schuld freiwillig auf sich nahm, sollte das nicht allmählich ihr Gewissen aufregen und sie innerlich überwinden und umwandeln?

Dies alles und noch mehr fuhr Helenen in jenem Augenblicke blihartig durch die Seele und erfüllte sie mit einer Stärke, einem Muth, die ihr lange fremd gewesen waren. Als sie die Treppe hinausstieg, weinte sie bitterlich über ihren eignen Entschluß, aber Alles, was ihn in ihren Augen nothwendig machte; ihr war's wie ein Wegsterben von Allem was sie liebte und kannte, mit dem tiefsten Schmerze gedachte sie Seethals, aber sie wollte in ihrem Entschlusse keinen Moment.

Auf ihrem Zimmer angekommen, wo die Lampe noch brannte, holte sie sofort ein paar einfache alte Kleider hervor und legte sie zusammen, fügte das Unentbehrlichste an Wäsche hinzu, einen Kamm, Seife, ein Paar Schuhe, Stecknadeln und etwas Nähzeug, und band alles in einem Tuche zu einem kleinen Bündel zusammen. Dann zog sie ihre Ringe von den Fingern, nahm ihre kleinen Schmucksachen ab, und legte sie auf den Tisch. Auch ihr gutes feines Kleid zog sie aus und ersetzte es durch einen abgetragenen unscheinbaren Anzug. Den Kopf bedeckte sie mit einem dreieckig gefalteten Tuche, dessen Zipfel sie unter dem Kinn zusammenband. Endlich holte sie ihre Spardose hervor, in der sich immerhin einiger Vorrath befand, schüttete diesen in eine Börse und steckte ihn in die Tasche des Kleides.

Elf Uhr war vorüber, als sie ihr Bündel an den Arm hing und zum Fortgehen bereit war. Sie öffnete die Thür, sie horchte. Alles war still im Hause. Sie löschte die Lampe aus, trat hinaus und schloß die Thür. Dann ging sie leise vor die Kammer des Bruders, hörte die tiefen Athemzüge des Schlafenden und gab der Thür den Abschiedskuß, den sie ihm selbst nicht auf den Mund drücken konnte.

Ebenso machte sie es vor dem Schlafgemach der Schwester. Das Herz that ihr unglücklich weh. Unhörbar schlich sie dann die Treppen hinunter, nahm einen Schlüssel an sich, der im Flur an der Wand hing, riegelte die Hofthür auf und schritt hinaus in die stille Mondnacht. Warum war es nicht finster? Wie leicht konnte sie entdeckt und zurückgehalten werden! Vorsichtig ging sie im Schatten der Remise und des Stalles, in welchem sie die Pferde schnaufen hörte, über den Hofraum, schlüpfte dann nach der Thür des dahinter befindlichen Gartens und blickte noch einmal nach dem Hause zurück, das so viel Liebes und so viel Schreckliches umschloß. Im Schlafzimmer des Vaters war noch Licht; zweimal schwebte sein Schatten auf den Fenstervorhängen hin. Ein schneidender Schmerz ging ihr durch die Seele. War dies das Letzte, was sie von ihm sehen sollte? Unaufhaltsam rannen ihre Thränen herab, aber ihr Vorsatz blieb unerschütteret. Rasch wandte sie sich, eilte unter dem Dunkel der Bäume durch den Garten fort und erreichte bald das Pfortchen der Mauer, die den Garten von einer einsamen kleinen Gasse trennte. Der mitgebrachte Schlüssel öffnete das Pfortchen; sie trat hinaus, schloß von Außen wieder zu und warf den Schlüssel über die Mauer in den Garten. Dann bewegte sie sich mit beschleunigten Schritten durch die abgelegenen menschenleeren Straßen nach dem Stadthore und fand sich in Kurzem außerhalb der Stadt auf der Landstraße, hastig fortschreitend über die mondhele Ebene, von Niemand begleitet als von ihrem eignen Schatten.

Noch wogten die Erinnerungen an Alles, was sie aus dem elterlichen Hause fortgetrieben, das tiefe Leid des Abschieds, die Sorge, verfolgt und zurückgebracht zu werden, zu mächtig in ihrem Innern, um sie an irgend einen Plan für die Zukunft denken zu lassen. Da hinaus hatte sie nur die eine dunkle Vorstellung, daß sie nicht eher ruhen dürfe, als bis sie die Landesgränze überschritten habe, die nur wenige Stunden entfernt war. Aber jene Bilder und Gefühle ließen sie auch lange keine Ermüdung spüren. Ging doch auch mit ihr das Bewußtsein ihrer Unschuld und der Gedanke, durch ihr freiwilliges Uebernehmen der mütterlichen Schuld unheilbare Zerrüttung des häuslichen Kreises von den Ihrigen abgewendet zu haben. Ob sie auch recht, ob sie klug gehandelt, ob sie nicht anders hätte verfahren können, das fiel ihr nicht ein zu fragen.

So verfolgte sie eiligen Ganges die Nacht durch ihren Weg. Kein Wanderer begegnete ihr, und nur einmal sah sie einen Wagen die Straße herkommen. Um von Niemand gesehen zu werden, trat sie von der Landstraße ab hinter ein Gebüsch. Der Wagen, es war die Post, rollte vorüber. Als er fern genug war, setzte sie ihre Wanderung fort.

Sie erreichte den Wald und wußte nun, daß sie schon über eine Meile von der Stadt entfernt sei. Die Straße war mondhell, und eine andre Furcht, als vermißt und verfolgt zu werden, kam nicht in ihre Seele. Sie eilte rastlos fort. Als der Weg allmählig bergan stieg, athmete sie freier. Auf der Höhe war die Landesgränze. Und sie erreichte dieselbe, bevor die Nacht noch völlig gewichen war. Als sie jenseits derselben aus dem Walde in eine reiche Fläche hinabstieg, ging die Sonne in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit auf. Es war Helene, als ob das majestätische Gestirn ihr Trost und Ermutigung entgegenstrahlte. Jetzt verließ sie die Landstraße, die sie nach der nächsten Stadt gebracht hätte, und schlug einen Seitenweg ein, der zu einsamen Dörfern und Gehöften führte. An mehreren derselben ging sie vorüber,

und wo sie die Möglichkeit sah, vermied sie die betretenen Plätze; aber ihr Gang ward allmählig langsamer, die Anstrengung der Nacht machte sich geltend, sie fühlte ihre Kräfte erschöpft. Indeß scheute sie sich noch, mit Menschen zusammenzutreffen, die ihre Spur hätten verrathen können, und als sie eine abgelegene Stelle erreichte, wo in dieser Erntezeit die Korngarben wie lauter kleine Hütten auf dem Felde standen, ging sie weiter in das Feld, kroch in eines dieser Hüttchen hinein, legte ihr Haupt auf das Kleiderbündel und sank bald in tiefen Schlaf.

Als sie nach mehreren Stunden erwachte, mußte sie sich einen Augenblick befassen, wo sie sei und wie sie dahin gekommen, aber gestärkt und neubelebt schlüpfte sie wieder an das Tageslicht heraus und trat auf ihre Füße. Nicht weit von ihr rieselte ein klares Wasser zwischen den Feldern herab; dort wusch sie sich, ordnete ihr Neuheres, und begab sich dann wieder auf den Weg. Gleich hinter der nächsten Anhöhe lag zwischen Bäumen ein einsamer Bauernhof. Die Bäuerin trat so eben heraus in den Hof und schüttete den Hühnern und Tauben ihr Futter hin. Helene wagte es, zu ihr hinzugehen und sie zu bitten, ihr für einige Groschen Milch und Brod zu geben. Mit gutmüthiger Freundlichkeit führte die Frau sie in die Stube. Al' ihre Leute, sagte sie, seien zum Mähen und Garbenbinden in's Feld hinaus. Dann brachte sie Milch, Brod, Butter und ein derbes Stück kaltes Fleisch, sah mit Wohlgefallen zu, wie die Fremde ihren Hunger stillte, und suchte sie dabei in einfacher Weise zu unterhalten, ohne sie mit Fragen zu belästigen. Auch wollte sie, als sich Helene zum Fortgehen rüstete, keine Bezahlung annehmen und sagte, es sei ihr eine Freude gewesen, daß sie von ihrem Vorrath einmal einer Reisenden habe mittheilen können. Aber mein Kind! setzte sie hinzu, eine so hübsche junge Person darf nicht so allein in der Welt herumlaufen. Das Mannsvolk ist oft schlimm und verwegen. Wenn Ihr noch weit wollt, müßt Ihr sorgen, einen ordentlichen Schuh zu finden. — Hieran hatte Helene noch nicht gedacht, aber die Frau hatte Recht. Sie drückte ihr die arbeitsrauhe Hand, dankte herzlich für die gastliche Bewirthung und den guten Rath, den sie befolgen werde, und setzte ihre Wanderung weiter fort.

Der Weg mündete nach etwa einer Meile in eine andre große Landstraße, und Helene hatte auf dieser schon eine beträchtliche Strecke zurückgelegt, als sie von einem eleganten offenen Reisewagen eingeholt wurde, auf dessen Bod ein Kutscher und ein Bedienter in Livree saßen, und in welchem sie einen älteren Herrn mit einer gleichfalls nicht mehr jungen Dame erblickte. Beim Vorüberfahren bog sich der Herr aus dem Wagen, warf auf Helene einen scharfprägenden Blick, ließ dann stillhalten und winkte ihr näher zu kommen. Anfangs fürchtete sie erkannt zu sein, das Herz klopfte ihr und sie überlegte, ob sie dem Winke folgen und nicht lieber sofort eine Strecke zurückgehen solle. Ein zweiter Blick und die halb befehlende Art, womit der Herr seinen Wink wiederholte, überzeugten sie jedoch, daß sie mit völlig Fremden zu thun habe, und so trat sie heran. Der Herr hatte sich wieder zu seiner Begleiterin gewendet und aus einem kurzen Gespräch, welches Beide in französischer Sprache führten, entnahm Helene, daß sie noch drei Nächte unterwegs bleiben müßten, daß die Dame nothwendig eine Kammerjungfer bedürfte, und daß sie, Helene, nach ihrem Neuheren ganz geeignet dazu scheine, wenn sie etwa in der Lage und gewillt sei, den Dienst anzunehmen. Helene war im Stillen sofort dazu entschlossen; es brachte

sie in eine entfernte Gegend und gewährte ihr Schutz. Die Dame bemerkte noch, daß sie zu Hause die junge Person nicht mehr brauchen könne; worauf der Herr meinte, daß man ihr dann ja nur die Rückreise zu vergüten habe.

Helene hörte an dem Accent der Reisenden wohl, daß sie mit Deutschen zu thun habe; um sie aber später bei ähnlicher Gelegenheit nicht wider Willen zu befehlen, sagte sie, als der Herr sich jetzt zu ihr wandte, gleichfalls französisch: Ich habe gehört, was Sie beabsichtigen, und bin bereit, den Dienst für einige Tage zu übernehmen, ohne ein Anderes dafür zu verlangen, als daß Sie mich unter Ihrem Schutze mitreisen lassen. Uebrigens — setzte sie in ihrer Muttersprache hinzu — bin ich eine Deutsche.

Und nicht ohne Bildung, wie ich höre, sagte der Herr. Um so besser. Alles Fernere können wir im Weiterfahren besprechen. — Friedrich, ohne den Schlag! — Steigen Sie ein! —

Beides geschah. Das Kleiderpäckchen mußte Friedrich auf dem Bock unterbringen, und als Helene dem Paar gegenüberfaß, wurde weiter gefahren. Man sagte ihr nun, daß sie mit einem Baron Brenz und dessen Gemahlin fahre, daß sich auf der letzten Nachtstation die Kammerjungfer der Baronin plötzlich aus dem Dienste entfernt habe, und daß dem Baron bei ihrem Anblicke der Gedanke gekommen sei, sie werde den Dienst vorübergehend vielleicht annehmen. Die Baronin, welche ungemein steif und gemessen that, fragte sie dann nach Namen, Herkunft, Heimath, auch ob sie schon gedient habe und Zeugnisse darüber besitze. Helene bedachte, wieviel für sie darauf ankomme, mit dieser Gelegenheit in die Fremde zu gelangen, aber zugleich unbekannt zu bleiben. Doch sträubte sich ihr Inneres dagegen, eine Geschichte für sich zu erfinden und mit Unwahrheiten zu beginnen. Sie nahm sich daher zusammen und sagte: Ich bitte die Herrschaften, mich Helene Meier zu nennen und mich als elternlos und heimatlos anzusehen. Ein großes Unglück hat mich in die Welt hinausgetrieben, — ich kann und darf nicht davon reden, aber nicht meinetwegen, sondern um Anderer willen. Einen Dienst habe ich noch nicht gehabt und deshalb natürlich auch keine Zeugnisse.

Schon gut, mein Kind, sagte der Baron, welcher sah, daß ihr hierbei die Thränen in die Augen traten; wir wollen auf Ihr ehrliches Gesicht vertrauen und nicht weiter nachfragen. Es handelt sich ja auch nur um einige Tage. Betrachten wir die Sache als abgemacht! — Damit wandte er sich zur Seite und blickte in die Gegend hinaus, während die Baronin sich zurücklehnte, die Lippen aufwarf und ihre neue Kammerjungfer mit einem Blick betrachtete, der deutlich ihre Verwunderung ausdrückte, daß eine solche Person ihre Geheimnisse haben dürfe.

Helene aber, vor sich niederblickend, versank in ihre schmerzreichen Erinnerungen, und fast ungläublich kam es ihr vor, daß sie das Elternhaus nicht schon lange, daß sie es vor noch nicht vierundzwanzig Stunden erst sollte verlassen haben.

Wie gut für Helene, daß sie nicht Zeugin dessen war, was in dem Elternhause inzwischen vorgegangen!

Nach der ruhelos durchwachten Nacht war der Präsident so eben in das Frühstückszimmer getreten, um dort erst mit seiner Gattin zu sprechen, ehe er zu Helene hinauf ginge. Guido und Anna waren bereits in ihren Schulen. Anstatt der

Präsidentin aber fand er Seethal vor; doch kaum hatte er diesen mit zitternder Stimme begrüßt, als auch die schöne Frau eintrat, etwas bleicher, etwas gespannter als sonst, aber mit ihrer gewöhnlichen siegenden Liebenswürdigkeit. Indeß konnte auch sie eine gewisse Aengstlichkeit nicht verbergen. Man schüttelte sich stumm die Hände, ein verlegenes Schweigen entstand, und eben wollte Seethal den Präsidenten um ein geheimes Gespräch bitten, als die Jungfer in das Zimmer stürzte mit dem Rufe: Fräulein Helene ist fort!

Alle fuhrn zusammen, aber die Präsidentin, rasch die Lage überblickend, sagte sich fogleich. Was erschreckt Du uns? sagte sie. Wir wissen es wohl. Sie ist verzeift.

So? versetzte die Jungfer, die wohl wußte, daß ihre Herrin nicht allezeit der Wahrhaftigkeit opferte. Aber ihr Bett steht noch unberührt, wie es gestern gemacht ist, und alle ihre Kleider und Sachen sind oben.

Natürlich! sagte die Präsidentin. Sie ist noch gestern Abend spät abgereist, und ich weiß das alles. Geh nur, geh!

Und alle ihre Goldsachen, fuhr die Jungfer fort, liegen auf dem Tische, und die Spardbüchse steht offen dabei und ist leer.

Erzähle mir nicht was ich weiß! sagte Jene. Fort! Geh hinaus, schließ das Zimmer ab und bring mir den Schlüssel!

Das Mädchen entfernte sich. Die beiden Männer hatten dem Gespräch mit erschrockenem Staunen zugehört.

Um Gottes willen! rief der Präsident, wo hast Du das unglückliche Kind hingeschafft?

Liebster Mann, antwortete sie nach kurzem Besinnen, ich weiß von ihrer Entfernung nicht mehr als Du, und hörte erst jetzt davon. Ich suchte nur einen Ausweg, damit die Sache nicht zum Leutgerebe werde. Wir müssen nothwendig sagen, sie sei mit unserer Erlaubniß zu Verwandten gereiset. Sollten wir aber jetzt nicht dem Herrn Regierungsrath Aufschluß über Alles geben?

O, seufzte der Präsident, er weiß ja nur das Eine, das Schlimmste nicht: daß Helene die Schuldige ist!

Verehrter Freund, sagte Seethal, das ist unmöglich. Helene? Das muß die entsetzlichste Täuschung oder die grausamste Verläumdung sein.

Was gäbe ich drum, daß dem so wäre! sagte der Präsident. Aber sie selbst hat es nicht zu leugnen gewagt.

Wer weiß, mit wem sie durchgegangen ist! flüsterte die Präsidentin.

Mit Keinem! rief Seethal. Ich setze meine Seele zum Pfande — mit Keinem!

Nein, nein! sagte der Präsident. Wenn sie nur nicht — o mein Gott! — im Bewußtsein ihrer Schuld den Tod gesucht hat!

Ganz sicher nicht, versetzte die Präsidentin. Vergiß nicht, daß die Jungfer sagte, ihre Spardose stehe offen und ausgelert auf dem Tische. Ohne Zweifel hat sie auch noch einen guten Theil der entwendeten Gelder bei sich. Ueber ihr Leben und ihre Mittel zum Leben dürfen wir gewiß außer Sorge sein. Man nimmt wohl Geld an sich, um davon zu leben, aber nicht, um sich das Leben zu nehmen.

Dies schien so einleuchtend, daß beide Männer sofort davon sprachen, wie man die Flüchtige verfolgen, auffinden und wieder zurückführen wolle. Die Präsidentin

hörte eine Zeit lang schweigend zu, während ihre Augen von dem Einen zu dem Andern gingen; dann nahm sie das Wort und sagte: Vergessen wir über das unglückliche Mädchen nicht, was wir uns selbst schuldig sind. Wir haben einmal gesagt, sie sei mit unserm Vorwissen verweift, und ich meine, dabei müssen wir bleiben. Weiß noch sonst Jemand um den Kassendefect?

Rur unser Secretair, sagte Seethal, dem ich Schweigen/auferlegt habe.

Den kennt man, fuhr sie fort. Glauben Sie, daß sich der kleine Unhold die Gelegenheit entgehen lassen werde, wenn er seine Vorgesetzten verdächtigen, ihnen schaden, wenn er überhaupt nur Unheil stiften kann? Dießen wir Helenen nachspüren und nachsehen, was doch nicht heimlich geschehen kann, so würde er das, was er weiß, sofort damit in Verbindung bringen, und ich sehe meinen Kopf zum Pfande, in wenigen Tagen würde die ganze Stadt wissen, was jetzt nur uns bekannt ist. Unsere ganze gesellschaftliche Stellung würde unhaltbar, und noch unhaltbarer, wenn Helene zurückgebracht würde.

Da in diesem Augenblicke die Jungfer wieder eintrat, sagte sie mit vernehmlicher Stimme, als ob sie im Gespräche fortfahre: Sie sehen ein, Herr von Seethal, daß wir Helenens Einwilligung nicht erzwingen konnten, und daß es am besten war, sie ohne Zögern zu entfernten Verwandten zu schicken.

Seethal, der den Zweck dieser Aeußerung erkannte, verbeugte sich schweigend. Die Jungfer überreichte den Schlüssel und entfernte sich wieder.

Es scheint mir beinahe, fuhr die Präsidentin darauf fort, als ob ich, wiewohl nur eine Dame, die Gesakteste und Besonnenste unter uns sei. Auch ist es mir gar nicht zweifelhaft, was wir zu thun und zu lassen haben. Vor Allem, meine ich, müßte dem gefährlichen Angezeijer der Mund gestopft werden und Herr von Seethal ihm möglichst bald erklären, das vermißte Geld habe sich bei einer wiederholten sorgfältigeren Revision in dem Schranke vorgefunden. Zugleich wäre dann für schleunigsten Ersatz des fehlenden Betrages zu sorgen. Was Helene betrifft, so bleiben wir dabei, daß wir sie für einige Zeit zu Verwandten geschickt hätten. Gründe dafür, die bei jungen Mädchen leicht zu finden sind, mag sich die Welt selbst ausfinden. Helenen können wir unbedenklich ihrer eignen Klugheit und Vorsicht überlassen, bis sie uns von ihrem Aufenthalt benachrichtigt. Früher oder später wird sie dies sicherlich thun und bis dahin wird es ihr am Nöthigen nicht fehlen. Sie hat ja selbst dafür gesorgt.

Die Männer hatten gegen diesen Plan noch manche Einwände, die bei dem Präsidenten aus dem schmerzlich verwundeten Vaterherzen, bei Seethal aus dem, wenn auch immer mehr erlöschenden Glauben an die noch jüngst so innig Geliebte kamen; allein die Präsidentin, welche Grund genug hatte, mit Helenens Flucht zufrieden zu sein und ihr Fernbleiben zu wünschen, wußte jeden Einwand auf's beredteste niederzuschlagen. Die Männer fügten sich endlich und gingen, um ohne Verzug die Geldangelegenheit zu beathen.

Mit dem treuen und eifrigen Beistande Seethals, von dem es bekannt war, daß er in sehr reichlichen Verhältnissen lebte, gelang es dem Präsidenten, den mangelnden Betrag noch im Laufe des Tages in aller Stille zu erhalten, und der bucklige Secretair wurde verabredetermaßen verständiget. Während Beide aber hiermit beschäftigt waren, ahnten sie nicht, daß die vorher so gesakzte schöne Frau im verschlossenen

Zimmer mit wilder und doch machtloser Reue gegen sich selbst wüthete. Helenens Benehmen war ihr schon gestern unerklärlich gewesen, und war ihr heute noch unerklärlicher; an ihrer Schuldlosigkeit aber konnte sie nicht zweifeln. Auch hatte sie noch Muttergefühl genug, um mit Angst an die unsichere Lage, an die Leiden der entflohenen Tochter zu denken. Bald irrte sie, gegen sich selbst tobend, wie sinnlos im Zimmer umher, bald warf sie sich wie gelähmt in einen Sessel und grübelte über das Gethane, Geschehene, Erlebte. In dem einen Augenblicke hätte sie sich selbst zerstreuen mögen, weil sie gethan was sie gethan, und gleich darauf war sie ergrimmt, daß sie es nun nicht mehr thun, ihrer Eitelkeit und Puffsucht keine fernere Nahrung damit zuführen könne, sich einschränken solle.

Bei Tisch erschien sie nicht. Sie ließ sich mit Kopfschmerz entschuldigen und der Präsident mußte den beiden Kindern das Märchen von Helenens Reise erzählen.

Am Abend saß sie im vollen Puh und Schmuck, kaum verändert gegen sonst, in ihrer Theaterloge und erwähnte lächelnd gegen Bekannte, daß Helene zu einem längeren Aufenthalt bei Verwandten abgereist sei. —

Die vier Dienst- und Reisetage, zu denen sich Helene verpflichtet hatte, wirkten in aller Weise heilsam auf ihr Gemüth. Die schönen, reich wechselnden Gegenden, die sie unter dem heitersten Himmel durchfuhr, der Zwang, den sie ihren Befehlshern gegenüber sich anthun mußte, dazu die lebhafteste Spannkraft frischer Jugend und das Gefühl, einer täglich zunehmenden Angst entronnen zu sein, das Alles ließ allmählich das Vergangene vor der Gegenwart zurückweichen, und der feste Glaube, die Ihrigen, vor Allem den theuren Vater vor einem unsäglichen Unheil gerettet zu haben, die zuversichtliche Hoffnung, das Geschehene werde auch in dem Herzen der Mutter eine Wandlung und Umkehr herbeiführen, halfen ihr über alle Trennungsschmerzen und Entbehrungen hinaus. Sie ertrug den launenvollen steifen Hochmuth der Baronin mit der größten Geduld und erwies ihr jede Aufmerksamkeit, ohne ihr jedoch das geringste Zeichen des Wohlwollens entlocken zu können. Der Baron dagegen, der bald gemerkt hatte, daß sie ein vielseitig und fein gebildetes Mädchen sei, erwies sich sehr rücksichtsvoll und freundlich, unterhielt sich gern mit ihr und behandelte sie durchaus als eine Gesellschafterin. Als am vierten Tage in einem Städtchen, wo zum letzten Mal angehalten wurde, die Baronin erklärte, sie habe die junge Person nun nicht mehr nöthig, und Helene sich mit einigen schicklichen Worten verabschiedet hatte, ging er mit ihr hinaus und fragte sie, ob sie nicht geneigt sei, eine Stelle als Gouvernante in einem ihm verwandten Hause anzunehmen. Er wisse, daß man dort eine solche suche, und glaube sie mit gutem Gewissen empfehlen zu können. Da er erwähnte, daß das Gut der Familie noch etwa zehn Meilen weiter entfernt sei, so ging Helene dankbar auf den Vorschlag ein. Er schrieb dann im Zimmer des Wirths einen Empfehlungsbrief für sie, und begleitete sie selbst nach dem Posthause, während der Bediente ihr Kleiderpäckchen nachtragen mußte. Es war kurz nach Mittag und die Post sollte sogleich abgehen. Der wackre alte Herr besorgte einen Platz für Helene, gab ihr darauf ein Goldstück, um morgen vollends hinzufahren, wie er sagte, und entzog sich ihrem vernehmten Danke durch eine rasche Entfernung.

Helenens Reisegesellschaft bestand in zwei gutmüthigen, aber überaus gesprächigen

Bürgerfrauen und einem Handlungsreisenden, der schon nach der ersten halben Stunde anfang, Helene auf eine sehr läppische und zudringliche Weise den Hof zu machen. Zuerst suchte sie ihn kurz abzuweisen, dann schwiug sie beharrlich und sah aus dem Wagenfenster, allein er ließ sich durch nichts irre machen, schwachte unaufhörlich, und wollte zuletzt sogar ihre Hand ergreifen. Nun aber fand sie plötzlich Beistand in den beiden Frauen, die mit lebhaften Scheltreden auf ihn einführten, und es entwickelte sich daraus ein langer heftiger Wortwechsel, in welchem er bereits böllig unterlegen war, als er den Wagen auf der nächsten Station laut pfeifend verließ. Durch die entschlossene Vertheidigung der weiblichen Würde glaubten die beiden Frauen indeß das Recht erlangt zu haben, nun Helene zum Opfer ihrer Reugier zu machen, und bedrängten sie beim Weiterfahren mit Fragen aller Art. Helene beschränkte ihre Auskunft auf die nächste Vergangenheit und nächste Zukunft und wußte geschickt die ehelichen Frauen in Mittheilungen über ihre eignen Verhältnisse zu verwickeln, wobei sie so ausgiebig wurden, daß, wenigstens ihnen selbst, der Rest des Tages und der Reise auf das angenehmste verstrich.

Es war schon Nacht, als sie das Landstädtchen erreichten, in welchem Helene die Post verlassen mußte. Da das Posthaus zugleich Gasthof war, fand sie sogleich ein Unterkommen. Sie genoß etwas, ließ sich ein Kämmerchen anweisen und schlief dann fest und lange.

Ein nächtlicher Regen hatte die Erde erfrischt und die Luft abgekühlt, als Helene mit ihrem Päckchen durch anmuthige wiesengrüne Thalgründe dem Landgute entgegenwanderte, dessen Name auf dem Empfehlungsbriefe stand. Man hatte ihr im Posthause den Weg bezeichnet und einen Einspänner dahin angeboten, aber noch scheute sie jede Ausgabe, die sie vermeiden konnte. Einige Landleute, die ihr begegneten, grüßten sie zutraulich. Ein Dorfpfarrer blieb stehen und schaute der feinen edlen Gestalt sinnend nach. So zart sie erschien und so oft der Kummer über die Ihrigen und der Gedanke an Seethal sie übermannen wollte, sie war im Grunde eine kräftige, muthige Natur, entschlossen, alle Folgen ihres Schrittes geduldig zu übernehmen, und voll Gottvertrauen, voll Hoffnung auf einen endlichen befriedigenden Ausgang.

Als sie das stattliche und schön gelegene Landgut erreicht hatte und nach der Herrschaft fragte, wies man sie an die Wirthschafterin, eine derbe, runde, rothbädige Frau, die sie mit großen Augen ansah, als sie ihr den Brief zur Weiterbeförderung überreichte und hinzusagte, daß sie darin als Gouvernante empfohlen sei. Die Stelle sei erst kürzlich besetzt, sagte die Wirthschafterin, und die Herrschaft mit Kindern und Gouvernante vor wenigen Tagen abgereist; es wundere sie, daß der Baron davon nichts gewußt habe. Helene, die mit ganz andern Erwartungen gekommen war, sah sich also wieder allen Zufällen preisgegeben, und wollte sich niedergeschlagen und verwirrt entfernen. Das litt Jene indeß nicht. Sie mußte zum Mittagessen bei ihr bleiben. Ueber Tisch fragte die Wirthschafterin, wohin Helene sich zu wenden denke. Ich weiß es noch nicht, antwortete sie. Ich muß allein durch die Welt gehen und kenne Niemand in diesen Gegenden. Ich muß es dem Zufall überlassen, ob sich mir ein Unterkommen oder eine Beschäftigung darbietet.

Dem Zufall? warum nicht gar! sagte die Wirthschafterin, welche Gefallen an dem gefassten und bescheidenen Wesen ihres Gastes fand. Der Zufall ist ein unsicherer und gefährlicher Führer für ein so feines junges Mädchen. Ich will Ihnen etwas

sagen. In der Stadt — sie ist nur drei Stunden von hier und liegt gleich hinter der Bergkette — da habe ich eine Schwester; ihr Sohn ist Oberlehrer am Gymnasium. Die wissen sicherlich etwas Passendes für Sie, oder können Ihnen doch besser als ich rathen, wie Sie etwas finden. In der Stadt sind allerlei reiche Familien, auch Vornehme und Beamte, und mein Neffe hat viel Bekannte unter ihnen. Er ist ein sehr braver Mensch, der gern hilft wo es noth thut, und ich will gleich nach dem Essen ein paar Worte an ihn aufschreiben. Da der Baron Sie hierher schon empfohlen hat, so kann ich Sie mit gutem Gewissen weiter empfehlen, so kurz unsere Bekanntschaft auch ist. Wie? Sind Sie einverstanden? Ist es Ihnen recht?

Helene nahm es mit herzlichem Danke an und reichte ihr die Hand über den Tisch hin. Der Taufend! rief Jene, als sie dieselbe mit ihrer rothen kräftigen Rechten ergriff und kaum zu drücken wagte; Sie haben ja Hände wie eine Prinzessin.

Helene erröthete und sah in diesem Augenblicke so schön aus, daß die Wirthschafterin eine Zeit lang ihre Blicke nicht von ihr abwenden konnte. Es ist doch wohl besser, murmelte sie dann, ich schreibe nur an meine Schwester. — Sie führte darauf ihren Gast, denn das Mahl war geendigt, in eins der herrschaftlichen Zimmer und empfahl ihr, sich dort in einem weichen Sessel erst auszuruhen, da sie noch einen starken Marsch vor sich habe; sie selbst wolle inzwischen ihren Brief schreiben. Damit ging sie, und Helene befolgte ihren Rath, glaubte jedoch des Schlafes nicht zu bedürfen. Während sie aber noch mit Bewunderung und Dankbarkeit darüber nachdachte, wie sie doch immer noch gute Menschen getroffen habe, die sich ihrer angenommen, sank sie unvermerkt in einen tiefen erquicklichen Schlaf.

Beim Erwachen sah sie die Wirthschafterin vor sich stehen. Sie haben recht jezt geschlafen, Fräulein, sagte diese. Ich habe unterdeß mein Schreiben zu Stande gebracht, auch den Kaffee gemacht und hier hereingetragen. Nun lassen Sie uns den trinken, und dann will ich Sie auf den Weg bringen. Nein, danken Sie mir nicht! fuhr sie fort, und wirklich wollte dies Helene so eben thun. Ich muß doch in etwas wieder gutzumachen suchen, was der Baron verdorben hat. Hier ist mein Brief! Ich habe an meine Schwester geschrieben, die sich mit ihrem Sohn dann schon berathen wird. Kommen Sie!

Beide setzten sich an den Kaffeetisch, labten sich an dem duftenden Tranke, und begaben sich darauf wieder nach dem Zimmer der Wirthschafterin, wo diese Hut und Tuch, Helene ihr Kleiderpäckchen an sich nahm. Dann gingen sie durch schöne Parkanlagen und zwischen Kornfeldern den dicht bewaldeten Bergbdden entgegen, während die Wirthschafterin von ihren Verwandten erzählte, denen sie ihre junge Begleiterin zusandte.

Dicht unter dem Walde lief ihr Pfad in einen Landweg aus, und hier trennten sie sich; Helene unter den wärmsten Dankfügungen, die Andre unter herzlichem aufmunternden Worten und mit der Versicherung, sie werde das liebe Fräulein nächstens in der Stadt auffuchen und freue sich auf das Wiedersehen.

So wanderte Helene denn abermals allein weiter, und wenn auch mit geringeren Hoffnungen als am Morgen, doch mit nicht geringerm Muth. Der Weg war sehr angenehm und lief über eine Stunde sanft bergan unter dem kühlenden Schatten des herrlichsten Buchenwaldes. Nur Wenige begegneten ihr, — einmal ein Mann mit einem Hundekarren, dann ein Knabe mit einem Theertopfe, weiterhin eine Frau,

die Kochgeschirr aus der Stadt geholt hatte. Als sie die Höhe erreicht hatte, wo der Weg sich wieder abwärts senkte, sah sie eine Bank am Wege und hätte gern ein Weilschen darauf ausgeruht, aber es saß dort bereits ein junger Mensch, dem Anschein nach ein Handwerksbursch, der sie, als sie näher kam, auf eine solche Weise anschaute, daß sie eilte, an ihm vorüberzukommen. Zu ihrem Schrecken sprang er auf und war sofort an ihrer Seite. Sie mußten zusammen gehn und nähere Bekanntschaft machen, sagte er.

Sie warf einen Blick auf ihn. Es war ein durchaus rohes Gesicht mit gemeinem thierisch aufgeregtem Ausdruck. Bitte, lassen Sie mich! sagte sie voll Angst. Bitte, gehn Sie voraus, oder lassen Sie mich vorausgehn!

Nein, nein, Schätzchen! sagte er; und thu nur nicht so vornehm! So dürfen wir noch nicht auseinander gehn. Ich muß mehr von Dir haben, als das bloße Ansehen.

Sie schwieg und beschleunigte ihre Schritte bis zum Laufen. Er blieb immer an ihrer Seite, lachte laut und drängte sich an sie. Das Laufen macht Dich nur müde, Schätzchen, sagte er, und hilft Dir doch nichts. Warum thust Du so pedde? Komm mit mir in den Wald hinein, da ist weiches Moos, da wollen wir uns aneinander setzen und plaudern. Was? Du willst nicht? Aber kenn' ich euch nicht? Ihr wollt immer zu euerm eignen Vergnügen gezwungen werden. Komm mit, Schätzchen! Komm!

Er umfaßte sie und wollte sie von der Straße zur Seite ziehen. Sie sträubte sich auf's äußerste, suchte ihn wegzustößen und schrie laut um Hilfe. Der rohe Bursch versuchte lachend sie fortzuschleppen, als plötzlich ein kräftiger Stockschlag seinen Kopf traf, während eine helle vollklingende Männerstimme im Rücken der Ringenden rief: Halunke, laß' Er das Frauenzimmer los! — Der Betroffene fuhr mit einem ergrimmtten Aufschrei zurück, ballte die Hände und wandte sich um. Mochte er nun denken, dem blonden Herren in Sommerkleidung und Strohhut, den er wie mit einem zweiten Hiebe drohend hinter sich erblickte, nicht gewachsen zu sein, oder mochte er ihn erkannt haben und fürchten, selbst erkannt zu werden, genug, erkehrte sich rasch ab, sprang über den kleinen Graben am Wege und verschwand im Walde.

Erst jetzt brach Helene in Thränen aus. Sie vermochte ihrem Befreier ihren heißen Dank vor Scham und Aufregung nur in einigen stammelnden Worten auszudrücken.

O, kein Wort darüber! sagte der Herr. Mich ärgert nur, daß ich nicht einen Paukentwirl fortissimo auf seinem Rücken improvisirt habe. Bitte, weinen Sie nicht mehr! Sei'n Sie ruhig! Wenn aber solch Gefindel hier im Walde spukt, so dürfen Sie nicht allein gehn. — O Märchen, da bist du ja! rief er einer heiteren schlanken Frau entgegen, die so eben aus dem dichten Buchengebüsch heraustrat. Komm! Wir müssen diese junge — er stockte einen Augenblick und betrachtete Helene, um eine passende Bezeichnung für sie zu finden, — diese junge Pilgerin, fuhr er dann lächelnd fort, in unsern Schutz nehmen.

Die Frau häupte mit gewandtem Anstande die kleine Büschung herab, eilte zu Helene und trocknete ihr mit ihrem Tuche die Thränen von den Wangen, während der Herr kurz und mit einem etwas ergrimmtten Humor das eben Vorgegangene

erzählte. Apropos! wandte er sich dann plötzlich an Helene, ich bin der Musikdirector von Lips und dies ist meine Frau.

Helene, die sich einigermaßen beruhigt hatte, fühlte die Aufforderung, die für sie darin lag, und sagte: Ich nenne mich Helene Meier, und komme jetzt von dem Gute O . . . dräben im Thale, wohin ich als Gouvernante empfohlen war; aber die Stelle war schon besetzt und ich muß mich nach einer andern umsehen.

Mein Fräulein, sagte Frau von Lips, indem sie ihrem Manne einen Blick zuwarf, wir zählen darauf, daß Sie uns für jetzt erst nach unserm Theeplatze begleiten und sich dort in unsrer und unsrer Kinder Gesellschaft nach dem ausgestandenen Schrecken bei einer Tasse Thee erholen. Wir gehen dann zusammen in der milden Abendluft nach der Stadt, und das Weitere wird sich finden.

Wie sich im Leben Vieles findet was sich nicht gesucht hat, sagte der Musikdirector. Sehen wir? — Er reichte Helenen den Arm und führte sie, während seine Gattin vorausging, auf einem kleinen Umwege zu einer nicht fünfzig Schritt entfernten freien Stelle, wo auf einem, von moosbewachsenen Erdbänken umgebenen Streintische sich eine reinliche Serviette mit Theegeräth, Weißbrod und Kuchen recht einladend zeigte. Dahinter, näher dem Walde, loderte unter dem Wasserkessel ein lustiges Feuer, bei welchem eine Magd kniete und gleichzeitig drei kleine Mädchen überwachte, deren ältestes etwa sieben Jahr alt sein mochte. Vor dem offenen Platze fiel der Berg steil ab und gewährte die schönste Aussicht auf ein breites reichbesautes Thal, durch das sich ein heller Fluß in sanften Windungen hinschlängelte, die Stadt mit ihren Thürmen und Mauern bespülend, die gerade gegenüber lag, aufwärts und abwärts von ihr umgeben von zahllosen Dörfern und Landgütern mit Gärten, Feldern, Wiesen und Weiden bis weit hinaus. Jenseits des Thales beschloß ein andrer bewaldeter Höhenzug, blau überdüstet, das bunte Bild.

Nicht wahr? sagte der Musikdirector, als Helene überrascht hinausblickte; der Anblick bezahlt reichlich ein paar müde Beine. Und die Stadt dort ist auch ein behagliches Nest für Vögel wie wir sind. Es soll Ihnen bei uns schon gefallen.

Ich weiß ja noch nicht, ob ich hier bleiben kann, versetzte Helene.

Ei, das wird sich machen, sagte er mit heiterem Lächeln. Alles macht sich. Wir müssen nur selbst nichts machen wollen. Man muß an die Zukunft nicht denken, auch nicht an die Vergangenheit. Beides ist verkehrt, denn es bestiehlt uns um die Gegenwart, die doch unser sein soll. Die Vergangenheit ist einmal fertig, daran läßt sich nichts mehr thun, und die Zukunft kommt auch ohne unser Denken und Sorgen.

Frau von Lips hatte indeß die Kinder herbeigeholt, damit sie Helenen die Hand geben sollten, was sie mit vieler Freimüthigkeit thaten. Dann sprangen sie dem Vater nach, der sich bei dem Kessel zu thun machte, damit das Wasser bald in's Kochen käme, und die Mutter lud Helene ein, sich neben ihr auf die Moosbank zu setzen.

Mit dem Ausdruck Gouvernante, begann sie dann, pflegt man die Vorstellung einer gewissen Altersstufe zu verbinden, und Sie, liebes Fräulein, scheinen doch noch im schönsten Jugendalter zu stehen.

Ich werde sehr bald achtzehn Jahr, erwiderte Helene.

Genau so dachte ich mir's; und ohne indiscret zu sein, darf ich doch sagen, ich

finde das sehr früh für eine solche Lebensstellung. Ich bezweifle jedoch nicht, daß Sie die erforderlichen Kenntnisse für dieselbe sich erworben haben werden. Zum Beispiel?

Helene bedachte sich ein wenig. Ich glaube, sagte sie dann, ich würde Französisch, Englisch, auch ein wenig Italienisch wohl lehren und in der Religion, der Geschichte, der Geographie und den Anfängen der Naturlehre unterrichten können.

Frau von Lips fing sogleich eine französische Conversation an, ohne sich dabei freilich in so gewählter und mitunter gesuchter Weise ausdrücken zu können, wie sie sich bemühte, es im Deutschen zu thun. Da sie bald gewahrte, daß Helene weit eleganter und fließender französisch sprach, als sie selbst, so ging sie in einen englischen Discurs über, aber auch hier war ihr Helene überlegen. Sie zeigte darüber eine heitere Zufriedenheit, und als ihr Mann, den kochenden Theekessel in der Hand und die drei Kinder an seinen Rockschößen, munter zurückkam, rief sie ihm entgegen: Liebster, man darf jedem Hause Glück wünschen, welches sich rühmen kann, eine so gebildete Gouvernante zu besitzen wie dieses Fräulein.

Darauf hätte ich gleich gewettet, sagte er. Hoffentlich — ist denn Thee im Topfe? unterbrach er sich. Ah ja! Er goß das Wasser auf und gab den Kessel an die Magd. Welch ein Genuß ist schon dieser Duft! (Er hielt das Gesicht in den Dampf des Theetopfes.) Sie werden selten etwas Feineres getrunken haben. Der Thee stammt von einer Großtante in Hamburg, die meine Frau kürzlich beerbt hat. Aber was ich sagen wollte, fuhr er fort, indem er sich zu ihnen setzte; hoffentlich, Fräulein Helene — ich darf Sie doch so nennen?

Ich bitte darum, sagte sie.

Hoffentlich sind Sie nicht abgeneigt —

— wenigstens heute in unserer Gesellschaft zu bleiben, fiel die Gattin ein. Wer weiß, was sich daraus entwickeln kann.

Ich erkenne ihre Güte, versetzte Helene; nur darf ich nicht zu spät in die Stadt gelangen. Ich weiß noch nicht, wo ich für die Nacht bleibe, habe auch vorher noch einen Brief abzugeben.

Herr von Lips wechselte einen Blick mit seiner Frau, den sie kopfnickend erwiderte. Sehen Sie, Fräulein Helene, sagte er dann, die Orientalen hatten oder haben noch manche recht hübsche und menschliche Gebräuche. Ich rechne dahin, daß sie sich Abends auf die Straße oder unter das Thor setzten, um ankommende Reisende einzuladen, bei ihnen mit ihren Kameelen und Eseln zu übernachten. Das scheint mir sehr nachahmenswerth. Nun haben wir zwar in unserm Hause weder Platz noch Futter für Kameele und Esel, aber dafür haben Sie diese nützlichen Thiere auch nicht bei sich. Uebrigens steht auch geschrieben, und nicht bloß für Orientalen, sondern auch für Occidentalen: Herberget gerne. Wie wär's, wenn Sie für diesmal unser Gast sein wollten?

Aber wie darf ich das annehmen? sagte Helene erröthend.

Ueber Himmel, ganz einfach, natürlich, menschlich, erwiderte er; gerade so wie ich annehme, Sie hätten es angenommen.

Eben so dankbar als verlegen blickte Helene die Frau an. Ich bin ganz einverstanden, sagte diese, und würde mir dasselbe Erbieten, besser gesagt dieselbe Bitte erlaubt haben, wenn mein Gatte mir darin nicht zuborgekommen wäre.

Und hören Sie! sagte der „Gatte“. Da wir uns einmal auf orientalischen Fuß gestellt haben, so gehört die Dankbarkeit auf unser Linienystem, gar nicht auf das Ihrige, und wir wollen sie abhingen wenn wir uns trennen, aber nicht eher. Nun ohne da capo zum zweiten Theil! Ist es ein Geheimniß, an wen Sie einen Brief abzugeben haben?

Helene holte ihn hervor und reichte ihn hin, und nachdem sie, ungeachtet der Ablehnung, erst ihr dankbares Herz ausgeschüttet, erzählte sie die Geschichte des Briefes.

Er ist an die vermittelte Pastorin Holtenu, die Mutter des Oberlehrers Holtenu, sagte der Musikdirector. Liebes Fräulein, beide sind ganz vortreffliche, höchst achtungswerthe Leute, würden aber die Besten sein, an die ich mich in einer solchen Angelegenheit wendete. Sie leben sehr still und eingezogen. Ich glaube nicht, daß sie unter den höhern Ständen viel Bekanntschaft haben. Auf keinen Fall hat der Brief Eile; desto mehr unser Thee. Willst Du nicht einschenken, Klärchen?

Er stand auf und holte die Kinder herbei, die mit der Magd wieder nach dem Feuer gelaufen waren. Helene bat, ihr das Schenkelgeschäft zu überlassen, was Frau von Lips ohne Umstände annahm, indem sie auch die Kinder an „Fräulein Helene“ verwies. Das Elternpaar sah es mit Vergnügen an, wie sie Jeden mit ziellicher Gewandtheit versorgte und zuletzt die Kleinste auf den Schooß nahm, ihr den Kuchen eintunkte und zum Abbeißen reichte. Die beiden andern Kleinen hatten links und rechts von Helenen ihre Tassen auf die Moosbank gesetzt und singen an, erst schüchtern, bald aber immer zutraulicher mit ihr zu plaudern. Dann stand Frau von Lips auf und versorgte auch Helene, und als Groß und Klein gesättigt waren — auch die Magd wurde nicht vergessen —, machte Herr von Lips den Vorschlag, sich näher dem Abhange im Waldes Schatten auf das weiche Moos zu lagern und dort ein Glas Wein zu trinken. Er nahm eine Flasche aus dem großen Henkelforb, der hinter einer Bank stand, suchte in ihm nach etwas und rief dann lachend: Wir haben die Gläser vergessen. Spült ein paar Obertassen! Das geschah, worauf man sich an den bezeichneten Platz begab und die Kinder hinter die Erwachsenen verwies, damit sie nicht den Abhang hinunterfielen. Sie steckten sich hinter ihre neue Freundin und legten sogleich mit ausgerupftem Moos und kleinen Zweigen ein Gärtchen an. Herr von Lips schenkte Helenen, seiner Frau und sich selbst Wein in die Tassen und begann sofort ein munteres Gespräch über die einzelnen Ortlichkeiten der Gegend, die sie vor Augen hatten und die durch fortgleitende kleine Wolken Schatten ein gar buntes, belebtes Aussehen erhielt. Auch die Frau wußte Manches hinzuzufügen und war heiter und gesprächig. Offenbar waren sie Beide gebildete, wohlwollende Menschen, aber wie Kinder, durchaus der augenblicklichen Gegenwart hingegeben, leichtfertig und frisch, sorglos und kummerlos, und die Stimmung, die so von ihnen ausging, theilte sich unvermerkt auch Helenen mit.

Als die Sonne tiefer sank und die Schatten sich längten, wurde Brod, Butter und kaltes Fleisch aus dem Korbe geholt. Frau von Lips versorgte damit ihren Mann und Helene, diese, wie auf stillschweigende Verabredung, die Kinder, deren jedes auch noch einen Tropfen Wein erhielt; dann ward mit dem Rest des Wassers der Rest des Feuers ausgegossen, alles Geräth in den Korb gepackt — ausgenommen die Weinflasche, mit welcher Herr von Lips versuchte, wie weit er sie von dem Abhange

in den Wald drunten schleudern könne, — dann der Korb der Magd übergeben, die aus freien Stücken auch noch Helenens Kleiderpäckchen zu tragen übernahm, und dann begab man sich auf den Weg zur Stadt. Der Musikdirector führte seine Frau und nahm das jüngste Kind an der Hand; Helene folgte ihnen, die beiden älteren Mädchen an den Händen, denen sie allerlei Geschichten und Märchen erzählte, ihnen und sich damit den Weg verkürzend. Einige Mal, wenn das Kleinste müde wurde, nahm der Vater es auf den Rücken und trug es, bis es wieder zu gehen verlangte. Für die Uebrigen war der Gang nicht ermüdend, da die Straße bis zur Stadt in sanfter Neigung fortließ. Als sie dieselbe erreichten, war die Sonne längst hinunter, die Sterne blinkten, die Straßenlaternen waren angezündet. Sie schritten durch einige Straßen und traten dann in das Haus, das sie bereits geöffnet und erleuchtet fanden, da ihnen die Magd schon seit einer halben Stunde rüstigen Schrittes mit dem Hausschlüssel vorangegangen war.

Bei dem Lichte entging es dem Ehepaare nicht, daß Helene von den Anstrengungen des Tages doch übermüdet war. Sie übergaben die Kinder daher einstweilen der Magd und führten ihren Gast hinauf in ein freundliches kleines Mansardenzimmer, wo ein frisch überzogenes Bett stand, wünschten ihr gute Nacht, und ließen sie bei ihrem Kerzenlicht allein. So erschöpft war Helene, daß es ihr während des Auskleidens nicht mehr gelingen wollte, einen klaren Gedanken festzuhalten, und selbst die schrecklichen Dinge, die sie aus dem Vaterhause fortgetrieben, schienen ihr schon vor langer, langer Zeit geschehen zu sein. Als sie sich niedergelegt hatte, suchte sie sich noch einmal zu sammeln, und dann entführte der Schlaf sie in die lieblichsten Traumgegenden.

Am folgenden Morgen hatte Helene sich soeben angekleidet, und dabei den besten Anzug aus ihrem geringen Vorrathe gewählt, als Frau von Lips sie zum Kaffee abholte, der an einem schattigen Plage in dem kleinen Blumengarten hinterm Hause aufgetragen war, wo sie den Hausherrn und die Kinder schon vorfanden, die Helene auf's Zutraulichste begrüßten. Nachdem die Erwachsenen ihren Kaffee und die Kinder ihre Milch genossen, wurden die Kleinen fortgeschickt, und Frau von Lips wandte sich mit einer gewissen freundlichen Grobthätigkeit an Helene und sagte:

Mein liebes Fräulein, nach einer reiflichen gemeinsamen Ueberlegung habe ich Ihnen im Einverständniß mit meinem Gatten einen Vorschlag zu machen, von dem wir lebhaft wünschen, daß er Ihren Beifall finden möge. Nach unserer Kenntniß der hiesigen Verhältnisse ist es nicht wahrscheinlich, daß sich so bald eine Gouvernantenstelle mit lohnender Einnahme für Sie aufthun sollte. Bis dies aber der Fall sein wird, bieten wir Ihnen an, einstweilen diese Stelle in unserm Hause zu übernehmen. Einstweilen, sage ich, um damit die völlige Freiheit dieses Verhältnisses zu bezeichnen; wornach Sie uns jeden Augenblick würden verlassen können, wir aber für Ihre sämtlichen Bedürfnisse Sorge trügen so lange wir beisammen bleiben, ohne jedoch die beiderseitige Freiheit durch Festsetzung eines bestimmten Gehaltes zu beeinträchtigen.

Wenn Sie einmal Geld nöthig haben, sagte der Gatte, so brauchen Sie es natürlich nur zu sagen.

Das ist es, fuhr die Frau fort, was ich noch hinzufügen wollte, und es sollte

uns sehr angenehm sein, wenn Sie auf diesen freundschaftlichen Antrag vertrauensvoll einzugehen sich betrogen finden würden.

Helene war von diesem Antrage zwar überrascht und es wunderte sie, daß er nach so kurzer Bekanntschaft gemacht wurde, doch konnte sie ihn in ihrer augenblicklichen Lage nur willkommen heißen. Sie nahm ihn daher mit Dank an. Dann wurden die Kinder herbeigeholt und Frau von Lips stellte ihnen mit etwas mehr Feierlichkeit, als nöthig war, Helene als ihre Gouvernante vor, worauf sie mit den Kleinen in das Haus ging.

Helene wollte nun mit dem Hausvater verabreden, was sie etwa lehren solle; er behandelte das aber sehr leicht hin und sagte: Ei, die Geheimnisse der Buchstaben und des Schreibens und die Mystik der Zahlen werden Sie Flora in gelegentlichen Halbstündchen schon beibringen. Von den beiden Kleineren kann noch keine Rede sein. Ein hübsches feines Betragen werden alle Drei von Ihnen lernen, das war mir gestern schon klar. Aber spielen Sie Klavier? Haben Sie darin schon unterrichtet?

Das hab' ich noch nicht gethan, antwortete Helene, aber ich glaube, ich würde es wohl können.

Nun, wissen Sie, sagte er, wenn Sie Flora darin unterrichten wollen, so will ich Sie dafür im Unterrichten unterrichten, und Beides kann zusammen gehn. Die Meisten denken, es genüge, Notenlesen und Fingerfertigkeit, etwas von den Taktarten, den Unterschied von Dur und Moll und Beachtung der Vorschriften über den Vortrag zu lehren; und ihre Schüler können denn auch im Umsehen etwas hertrommeln, was Väter und Mütter, Onkel und Tanten entzückt, und hilft ihnen nicht ihre gute Natur, so dilettiren sie lebenslang so weiter und meinen, sie hätten's. Nein, Fräulein Helene, jene Dinge sind nothwendig, aber nicht jedes, was nothwendig ist, ist auch schon genügend. Was man von Anfang an und immer beachten muß, ist die Ausbildung eines strengen und feinen Taktgefühls, eines zarten Gehörs, das keine unvorbereiteten Dissonanzen oder Quartsextaccorde, keine Quintengänge oder Querstünde, keine Dissonanzen und verminderte Accorde ohne Auflösung erträgt, auch keine unermittelten Uebergänge in fremde Tonarten, weshalb die Grundlagen der Harmonielehre unerläßlich sind; ferner die Ausbildung des Geschmacks für das Schöne und Edle, und des Gefühls für die Stimmung und Seelenbewegung, die den Lieddichter erfüllten, als sein Werk daraus hervorging. Man sollte glauben, das Alles verstehe sich von selbst, aber Männchen und Weibchen seiltänzern darüber weg. Verstehen Sie mich, liebes Fräulein?

Ich glaube, ja; antwortete sie. Ich liebe die Musik, und hoffe mit Ihrer Hilfe weiter zu kommen.

Nun, rief er, da wären ja Glaube, Liebe und Hoffnung vorhanden, und so wird es schon etwas werden.

Sie nehmen die Sache so ernst, sagte Helene, daß Ihr Unterricht vortrefflich sein muß.

Ich meine selbst, daß er's sein müßte, entgegnete er, aber ich gebe keinen. Das vertrüge sich nicht mit unserer Stellung. Ich dirigire nur, und dabei müssen es Musiker, Solisten und Chöre machen, wie ich will, nicht wie sie wollen. Uebrigens küm'm're ich mich um das Musiktreiben in der Stadt nicht, wenn ich mich nicht aus Höflichkeit einmal damit peinigen lasse. Sie thun's nur noch selten, und das,

meine Liebe, habe ich dadurch erreicht, daß ich alles ohne Unterschied so stark lobte, daß die Leute selbst lachen mußten oder sich schämten, immerhin aber den Schall merkten und sich nicht mehr blamiren wollten. Man sagt, ein Kunstwerk solle vorzüglich fein oder gar nicht existiren. Daß aber der Vortrag einer Mozart'schen Arie oder einer Beethoven'schen Sonate auch ein Kunstwerk sei, fällt dem lieben eitlen Dilettantismus nicht ein. Na, wir wollen den Leuten ihre Thorheiten lassen, wenn sie uns damit nur nicht behelligen. — Willst Du ausgehn, Clärchen?

Die letzten Worte waren an seine Frau gerichtet, die so gekleidet zurückkehrte, daß dieses zu vermuthen war.

Ich will Fräulein Helene zur Pastorin Holtzmann bringen, sagte sie, und vorher noch Einiges besorgen. Sie müssen mir die Indiscretion verzeihen, liebes Fräulein, daß ich mir inzwischen erlaubt habe, Ihre mitgebrachten Toilettengegenstände zu inspiciren. Sie bedürfen jedenfalls eines Hutes, eines Tuches, eines Sonnenschirms und noch einiger Kleider. Da wir versprochen haben, für Ihre Bedürfnisse zu sorgen, so wollen wir diese Ankäufe auf dem Heimwege abmachen.

Och! sagte Helene beschämt, verwirrt und zweifelnd, ob sie dies annehmen solle, da sie ja selbst noch Geld hatte.

Hörst Du, Clärchen? rief Herr von Lips. Dies ist das treffliche Och, die rechte Mitte zwischen Ach und Oh, das ihr für die gebildete Schriftsprache nicht gelten lassen wollt, als bestände die Reinheit der Sprache in ihrer Armuth.

Aber Niemand schreibt es, mein Theurer, warf sie ein.

Um so schlimmer! entgegnete er. — Während sie darüber noch scherzend weiter stritten, bedachte Helene, wie wenig jenes stolz widerstrebende Gefühl sich mit ihrer jetzigen Abhängigkeit vertrage; wie Verborgungen solcher Art ja auch nur an die Stelle eines Gehaltes treten sollten, und wie Verhältnisse eintreten könnten, wo sie ihren Geldvorrath bitter nöthig habe. Sie unterdrückte daher ihre Empfindungen und stellte sich Frau von Lips zur Verfügung.

Sie begaben sich sogleich in die nächsten Läden, und die seine Frau überließ ihr ganz die Auswahl der Sachen. Hut, Tuch und Sonnenschirm mußte sie sogleich an sich nehmen; die Kleiderstoffe sollten in's Haus geschickt werden. Natürlich hatte Helene überall das schicklichste Einfache gewählt; Eins aber war ihr aufgefallen. In allen vier Läden, die sie besuchten, zeigten sich die Leute anfangs verdrossen und wenig gefällig, bis Frau von Lips die gefüllte Börse auf den Tisch legte, worauf sie dann ebenso dienstfreig und höflich wurden. Helene sann über diese Sonderbarkeit noch nach, als sie die Wohnung des Oberlehrers Doctor Holtzmann erreichten und sich bei der Frau Pastorin melden ließen.

Die alte Dame war eine ruhige, freundliche, mütterliche Erscheinung und empfing die Eintretenden mit wohlwollender Artigkeit. Frau von Lips stellte ihr Helene vor und sagte dann: Unsere junge Freundin bringt Ihnen einen Brief Ihrer Schwester. (Helene überreichte ihn.) Haben Sie vor Allem die Gewogenheit, denselben zu lesen, damit wir uns über seinen Inhalt weiter berathen können.

Die Pastorin holte ihre Brille hervor, las und sagte, indem sie den Brief zusammenfaltete, sie werde mit ihrem Sohne darüber sprechen, der vielleicht, wenn auch nicht sogleich, eine passende Stelle ausfindig machen könne. — Es eile durchaus nicht, meinte Frau von Lips, da sie Helene einstweilen zu ihren eigenen Töchtern genommen

hätten, die doch allmählich einer solchen Führung bedürften. — Die würdige Dame sah sie etwas erstaunt an, erkundigte sich aber sogleich bei Helene nach ihrer Schwester, deren Güte diese nicht genug rühmen konnte. Dann unterhielten sich die beiden Frauen eine Zeit lang über andere Dinge, und die Besuchenden empfahlen sich um nach Haus zurückzukehren.

Es fand sich keine andre Stelle, und Helene blieb im Hause des Musikdirectors. Das Ehepaar behandelte sie fortwährend mit der größten Freundlichkeit, ja wie ein Glied der Familie, die Kinder hingen leidenschaftlich an ihr, aber welche Wirtschaft führten diese guten Leute! Eine solche Sorglosigkeit und Leichtfertigkeit war Helene noch nicht vorgekommen. Für alle Nahrungsbedürfnisse mußte die Magd sorgen, der das Geld dazu ungezählt eingehändigt wurde und die nie Rechnung abzulegen brauchte. Zum Glück war sie treu und ehrlich, aber der Geist ihrer Herrschaft schien auch auf sie übergegangen zu sein, und es geschah nicht selten, daß sie erst kurz vor Mittag erklärte, sie habe heute nichts Ordentliches aufzutreiben können und daher nicht gekocht. Dann hielt die gnädige Frau eine kleine wohlgesetzte Rede über die häuslichen Pflichten, der Gatte rief sich lachend die Hände, und die ganze Familie wanderte auf's Land hinaus, um sich dort mit einigen Schalen saurer Milch zu sättigen. Ueberhaupt blieben sie bei günstiger Witterung selten zu Haus. Die Umgegend hatte so viele schöne Punkte auf den Bergen und im Thale, und alle mußten besucht werden. Geschaft dies in Gesellschaft, so blieb Helene mit den Kindern daheim. Ebenso, wenn das Ehepaar Einladungen in der Stadt erhielt, was gegen den Herbst zu immer häufiger stattfand; denn in der sogenannten guten Gesellschaft waren sie wegen ihrer heitern Lebhaftigkeit und feinen Bildung immer willkommen, und obwohl man wissen wollte, daß ihr Adelsprädicat mehr als zweifelhaft sei, so wurden sie doch gerade wegen desselben ausgezeichnet, und ihn nannte man allgemein Herr von Lips, nie Herr Musikdirector. Aber auch wenn sie mitunter im eignen Hause Abendgesellschaft hatten, zog sich Helene möglichst davon zurück. Sie suchte auf alle Weise verborgen zu bleiben.

Dies gelang ihr nur zum Theil. Sie hätte nicht so jung, nicht eine so kräftige glühende, nicht so tiefgehende, nicht so innere, nicht so tiefere, nicht so weiche, nicht so weiche, wenn ihr geheimer Kummer, so groß er war, nicht allmählich hätte in den Hintergrund treten sollen. Da freilich stand er fest und unverrückbar, und das schloß sie davor, in dem sorglosen Strudel der Andern mit fortgespült zu werden. Nach und nach aber konnte sie ihre Gedanken von ihm abwenden, frischer wieder in die Welt blicken, ja ihre frühere Lebhaftigkeit und Heiterkeit zum Theil wiedergewinnen. Die Folge war, daß sich auch ihr Aussehen änderte, ihre schönen dunklen Augen den alten Glanz, ihre anmuthigen Wangen die frühere Röthe wieder erhielten. Die männliche Jugend wurde aufmerksam auf die schöne Gouvernante, suchte ihren Anblick zu erhaschen und sich ihr zu nähern. Sie aber suchte sich nur um so mehr zurückzuziehen. Ob sie Seethals noch gedachte? Ja, mit der Wehmuth, mit der man einer getäuschten Hoffnung nachblickt, mit der man eine liebliche Erwartung aufgibt. Das Verhältniß war doch zu unentwickelt gewesen, um tiefere Spuren in ihrem Gemüth zu hinterlassen.

Nicht bloß den Kindern widmete sich Helene mit liebevoller Sorgfalt, sie bemühte sich auch, Ordnung in den leichtfertigen Haushalt zu bringen, und erreichte es einigermaßen; später im Jahre sorgte sie für Anschaffung von Wintervorräthen, worüber Herr von Lips verwundert lachte, was Frau von Lips als eine Vorsicht gebührend pries, woran aber Beide noch nie gedacht hatten. Alle Nahrungsmittel im Hause verrichtete Helene. Durch alles das wurde sie dem Ehepaare, das seiner Schmetterlingsnatur um so freier folgen konnte, immer unentbehrlicher. Sie ließen es ihr an nichts fehlen, und beschenkten sie am Christfeste sehr reichlich.

Wunderliches aber erfuhr sie allmählich durch die Hausmagd, die schon seit Jahren im Dienste der Herrschaft war und die Absicht hatte, sich nie von ihr zu trennen. Herr von Lips bezog nur ein mäßiges Gehalt und außerdem den Ertrag von drei Winterconcerten. Aber weder er noch seine Frau dachten je an eine Eintheilung ihrer Einnahmen, an eine Beschränkung ihrer Ausgaben. Alles eingegangene Geld wurde offen in den Auszug einer Commode geschüttet, der nur bei Nacht oder wenn Alle ausgingen verschlossen war, und aus dem jeder von ihnen nahm, was er bedurfte. Letzteres hatten sie sogar Helenen freigestellt, die es aber nicht angenommen. Obgleich sie nun eigentlich einfach und mäßig lebten, so geschah es zu Zeiten doch, daß der Kasten plötzlich leer war. Dann wurden alle Bedürfnisse auf Rechnung genommen. Neue Einnahmen deckten hernach kaum die alten Schulden und es wurden neue und größere gemacht, bis Niemand mehr borgen wollte, die Familie in wirkliche Noth gerieth, und die Sache zum Stadtgespräch wurde. Schon dreimal war es dahin gekommen. Die beiden ersten Male hatten reiche Gönner und wohlhabende Freunde die Schulden heimlich bezahlt und die Quittungen Jenen von unbekannter Hand zustellen lassen, was sie denn jedesmal in ihrer Herzenserleichterung durch eine sehr heitere Abendgesellschaft gefeiert hatten. Beim dritten Male war ihnen zur rechten Zeit eine Erbschaft von einigen tausend Thalern zugefallen. Aber auch diese hatte Herr von Lips, nach Bezahlung aller Schulden, nur in den Commodenkasten geschüttet, und noch jezt lebte man davon, wenn auch ohne Verschwendung, als ob das Geld kein Ende nehmen könne. So ging der Winter vorüber, es wurde Frühling, der Sommer kam.

Je näher der Jahrestag rückte von Helenens Flucht aus dem Vaterhause, desto lebhafter trat die Erinnerung daran wieder in ihr hervor, desto sehnlischer wurde ihr Verlangen, zu erfahren, wie es dem Vater und den Geschwistern ergehe, und ob ihre unglückliche Mutter ihr zweifaches schweres Unrecht nicht beweue. Nach vielen Erwägungen, Zweifeln und inneren Kämpfen schrieb sie endlich an ihre Mutter selbst, gerade an jenem Jahrestage:

„Darf Helene auf einige Nachrichten von den geliebten Ihrigen hoffen, die sie
„heiß ersehnt und um die sie flehentlich bittet, so werden diese sie erreichen unter
„der Adresse: Helene Meier beim Musikdirector von Lips in G. . . .“

Sie glaubte diesen Zeilen nur noch das Datum hinzufügen zu dürfen, versiegelte, adressirte sie und trug sie tief bewegt selbst nach der Post. Nach einigen Tagen gespanntem Harrens ließ die Antwort ein. In dem Couverte lag eine Visitenkarte der Präsidentin, auf welche dieselbe mit fester rascher Hand geschrieben hatte: „Helene ist für uns gestorben und begraben.“ Weiter unten fanden sich in weniger sicheren

Schriftzügen die vier Worte: „Alle befinden sich wohl.“ Auf der Rückseite stand, sehr flüchtig mit Blei geschrieben: „Fernere Zuschriften werden nicht angenommen.“ —

Wie bitterlich weinte Helene in stillen Nächten über diese Antwort und über Alles, was sie daraus schließen mußte! Die Karte verbrannte sie. O hätte sie die Erinnerung an sie mitverbrennen können! Es währte viele Wochen, ehe sie wieder ihre vorige Fassung und Heiterkeit gewann. Als jedoch der zweite Herbst gekommen war, traten andere Sorgen an sie heran.

Die erforderlichen Wintervorräthe mußten eingekauft werden und Helene bat Frau von Lips um das dazu nöthige Geld. Frau von Lips zog den Geldkasten heraus, blickte hinein, schob ihn wieder zu, drehte sich um und sagte: Beste Helene, es ist eine unangenehme Wahrheit, über welche man, wie über alles Unangenehme, nicht weiter gräbeln darf, aber eine Wahrheit ist es, daß wir nur noch einige Thaler vorrätzig haben, die zu Flora's Geburtstagsfeier verwendet werden müssen. Unter diesen Umständen wird es vernünftiger und angemessener sein, keine Vorräthe anzuschaffen, sondern bis auf Weiteres, d. h. bis wiederum Geld einfließt, alle Bedürfnisse bei den Leuten auf Rechnung zu nehmen.

Ist auch bequemer und viel anständiger, als immer die schmutzigen Münzen zwischen den Fingern zu haben, sagte Herr von Lips, indem er von einer Partitur, die er durchlas, so heiter lächelnd ausblickte, als wäre ihm die erfreulichste Reuigkeit mitgetheilt. Ueberlassen wir das den Geldmenschen, den Mammonanbetern, denen mit ihren elenden Groschen alle Lust und Fröhlichkeit des Lebens verlißt.

Da Beide die größte Reizung zeigten, von einer so unbedeutenden Sache nicht weiter zu reden, so fand Helene Zeit zu einiger Ueberlegung, und sagte dann: Bitte, hören Sie mich an! Es ist doch wirklich nöthig, daß Jemand den Haushalt überwache und für ihn einstehe; allmählich ist dies mir zugefallen und ich thue es gern; aber auf die vorgeschlagene Weise kann ich nicht verfahren.

Es hat gar keine Schwierigkeit, liebe Helene, sagte Frau von Lips; das kann ich aus Erfahrung versichern.

Im Gegentheil, sagte der Gatte; es erleichtert das Leben außerordentlich, es setzt ihm gleichsam Flügel an. Außerdem, Helenschen, wissen sie nicht, wo der Kaiser sein Recht verliert?

Helene suchte ihnen alle Nachtheile einer solchen Wirtschaftsweise begrifflich zu machen, ließ sich auch nicht dadurch beirren, daß Frau von Lips citirte, grau sei alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum, und sagte zuletzt: Ich besitze noch einige Ersparnisse aus früheren Zeiten, mit denen ich, für den Haushalt allein, bis zu Ihren nächsten Einnahmen auszureichen denke —

Kein Wort weiter! unterbrach sie Herr von Lips, während ein plötzlicher Ernst vorübergehend durch seine Züge glitt. Das darf nicht sein! Sehen Sie hinter dies Kreuz nur gleich wieder ein Quadrat, Helenschen! Wissenschaft ist eine edle Sache, aber hiervon will ich nichts wissen.

Warum aber, meinte Frau von Lips, sollen wir der guten Helene in einer solchen Kleinigkeit nicht dankbar nachgeben, wenn sie die Ueberzeugung hegt, daß dieses bei Weitem das Vernünftiger und Vortheilhaftere sei?

Was gehn uns Vernunft und Vortheil an? ver setzte er lachend. Kennt Ihr Diesen und Jenen? Holen kann er mich vielleicht, obgleich ich besseres hoffe, aber

ehe er sich dazu verleitet, will ich ihm so viele Choräle von Johann Secard und Leo Hafler zu hören geben, daß er mit dem Segentheile von Wohlgeruch abziehen soll.

Er scherzte noch lange munter fort, blieb aber fest, und Helene entfernte sich. Sie fühlte zum ersten Mal, seit sie in dem Hause war, das Bedürfniß eines guten treuen Rathes und wußte Niemand, dem sie sich anvertrauen könne, als etwa die Pastorin Holtzenau. Die würdige Frau hatte seit jenem ersten Besuche einen gewissen Verkehre, nicht sowohl mit Lipsens, als mit Helene forterhalten und ihr stets die freundlichste Zuneigung bewiesen, ihr auch in häuslichen Dingen mehr als einmal den besten Rath erteilt, und wenn ihn Helene auch nicht verlangt hatte, so hatte sie ihn doch befolgt und stets bewährt gefunden.

Nach kurzem Bedenken begab sich Helene zu ihr, fand sie, wie immer, allein, und setzte ihr im Vertrauen ihre Verlegenheit auseinander.

Die Lipsische Geldwirthschaft ist leider bekannt, sagte die gute Alte, und die Leute sind schon öfter in ähnlicher Lage gewesen. Sein Widerstand bei Ihrem Anerbieten, liebes Kind, freut mich übrigens; er zeigt, daß er bei allem Leichtfinn doch ein braver Mensch ist. Sie aber haben vollkommen Recht darin, daß Sie sich gegen ein solches Schuldenmachen sträuben; nur weiß ich nicht, wie man da helfen soll. Hätten Sie etwas dawider, daß wir meinen Sohn mit in's Vertrauen zögen?

Nein, Helene hatte nichts dagegen. Sie kannte ihn zwar noch nicht, hatte aber immer nur mit großer Achtung und Anerkennung von ihm reden hören. Die Mutter ging und lehnte bald mit einem ersten jungen Mann von schlanker Gestalt, hoher freier Stirn und wunderfam glänzenden tiefgrauen Augen zurück, den sie als ihren Sohn, Doctor Holtzenau, vorstellte und mit Helenen bekannt machte. Er setzte sich nach einigen freundlichen Worten zu ihnen, die Mutter berichtete ihm, worum es sich handle, und verlangte schließlich seinen Rath.

Zu rathe ist da nicht, nur zu helfen, sagte der Doctor. Das Ihrige, mein Fräulein, es sei wenig oder viel, dürfen Sie keinesfalls in dies bodenlose Gefäß schütten. Aber vielleicht könnte man für Herrn von Lips einen Credit eröffnen unter der Bedingung, daß Sie allein und nur zu den regelmässigen Haushaltungsausgaben das Nöthige erheben dürften, er dann aber von seinen nächsten Einnahmen das Erhobene zurückzahlte. Was meinen Sie dazu?

Helene fand eine solche Einrichtung zwar sehr vernünftig, glaubte aber, daß sie sich kaum mit ihrer Stellung vertrüge und dieselbe ändern müsse. Mutter und Sohn meinten, daß dies bei der bekannten Art des Ehepaares schwerlich zu fürchten wäre, und überzeugten Helene, nach einer ausführlichen Besprechung der Verhältnisse, daß auf andere Weise nicht zu helfen sei. Der Doctor, der während dieser Verhandlung großen Antheil an Helene zu nehmen schien und seine Augen kaum von ihr abwandte, erbot sich, die Sache mit Herrn von Lips zu ordnen. Die Mutter aber erinnerte daran, daß der Herrleihen auf jeden Fall eine bestimmte Bürgschaft oder Sicherheit verlangen werde.

O, dazu, sagte Helene lebhaft, lassen Sie mein Aufgepartes dienen! Das braucht Herr von Lips nicht zu erfahren. Es wird hinreichen. Es sind siebzehn doppelte und siebzehn einfache Louisdor.

Rein, nein! sagte Holtzenau. Das wird unnötig sein. Er hat ja noch das Haus. Aber diese Goldstücke — sind es nicht Geburtstagsgeschenke aus glücklicheren Zeiten?

Helene schwieg einen Augenblick. Es ist so, sagte sie dann, indem sie eine vorquellende Thräne zwischen den Wimpern zerdrückte; aber bitte, fragen Sie nicht weiter.

Warum blickte er sie so lange mit halb verschatteten Augen an? Warum strich er dann so nachdenklich mit der Hand über die Stirn? Und warum versprach er mit so warmem Eifer, noch heute Alles in Ordnung zu bringen? — Und als Helene nach herzlichen Dankesworten sich verabschiedete, warum erröthete sie, als er ihr lebhaft die Hand drückte? warum zitterte ihre Hand in der seinigen? warum war beim Heimgehn ihr Auge so träumerisch und ihr Schritt so leicht?

Der Doctor hielt sein Versprechen. Noch denselben Abend besprach er sich mit Herrn von Lips, leitete die Sache mit der größten Schonung Helenens ein, brachte seinen Vorschlag auf das zarteste an, setzte ihn aufs entschiedenste durch. Herr von Lips behandelte die Sache zwar wie ein heiteres verwickeltes Räthsel, wie einen unterhaltenden Scherz, fühlte aber wohl die Feinheit der Gatte, den besonnenen Ernst seines Helfers, umarmte ihn schließlich dankbarlichst und bat ihn, sein Haus doch öfter zu besuchen. Holtztau versprach es, und auch dieses Versprechen hielt er.

Es war fünf Jahre nach dem Verschwinden Helenens aus dem väterlichen Hause. Guido befand sich auf der Universität, Anna in einer Pensionsanstalt, der Präsident war in den wenigen Jahren zum Greise geworden und ein unausgesetzt nagender Kummer hatte seine Züge mit tiefen Furchen durchzogen. Seine Aufmerksamkeit, seine Ritterlichkeit gegen die schöne Frau hatte sich nicht vermindert, dennoch hatte sich seit Helenens Flucht ein Schatten zwischen Beide gelagert, dessen sich jedes bewußt war, ohne es dem Andern merken zu lassen. Bei der Präsidentin aber hatte sich allmählich ein Körperleiden entwickelt, dessen Unheilbarkeit sie dunkel ahnte, das sie lange zu verbergen und im Wirbel bunter Zerstreungen zu vergessen wußte, das aber nun, auf's bedenklichste gesteigert, sie schon wochenlang auf dem Krankenlager niederhielt. Wer hätte die ehemalige siegende Schönheit wieder erkannt in dieser abgemagerten, entstellten, bleichen Gestalt mit den harten Gesichtszügen, den stehenden ruhelos irrenden Augen, den eingekniffenen, zerbissenen Lippen? Außer dem Arzte und der Wärterin wollte sie Niemand sehen, selbst ihren Gemahl nicht, und auch die Wärterin durfte das Gemach nur betreten, wenn die Kranke klingelte. Und doch hätte die Unglückliche wahrscheinlich die wildeste Gesellschaft leichter ertragen, als diese entsetzliche Einsamkeit. Den Gedanken, daß es mit ihr zu Ende gehe, wollte sie nicht an sich heranlassen, und doch rang sie unaufhörlich mit ihm. Noch war ja Leben in ihr, noch fühlte sie sich nicht ganz entkräftet, sie konnte sich noch bewegen, konnte noch reden und anhaltend reden. Aber in einer ihrer schlaflosen Nächte hatte sich ihr Zustand in wenigen Minuten sonderbar verändert.

Doctor, sagte sie, als ihr Arzt zur gewöhnlichen Zeit hereintrat, — Doctor, was ist das? Alle Schmerzen haben mich diese Nacht verlassen, aber ein anderes unbeschreibliches Gefühl ist an die Stelle getreten, das kein Schmerz, aber schrecklicher ist, als alle Schmerzen. Doctor, ist dies das Sterben? Ich verlange Wahrheit. Ich muß es wissen.

Warum müßten Sie das wissen, gnädige Frau? fragte der Arzt.

Weil sonst ein Geheimniß mit mir geht, sagte sie schauernd, an dem mehr hängt als ein Leben, mehr als die armselige Schonung einer Sterbenden. Verbergen Sie mir die Wahrheit, so begehen Sie ein Verbrechen.

Der Arzt erkannte, daß er sie nicht täuschen dürfe. Nach sorgfältiger Prüfung ihres Zustandes sagte er: Ihr Vorgefühl war das richtige, gnädige Frau. Weder Kunst noch Natur vermag Ihr Leben mehr zu erhalten.

Sie fuhr zusammen, sie schloß die Augen und lag einige Minuten schweigend. Dann blickte sie mit einem schweren Seufzer auf und klingelte. Die Wärterin trat ein. Mein Mann und der Regierungsrath von Seethal sollen zu mir kommen, sagte die Kranke.

Und möglichst bald! flüsterte der Arzt der Wärterin zu. Diese eilte fort.

Die Kranke ersuchte den Arzt, ihr ein Kästchen zu reichen, aus dem sie ein Papier nahm, und bat ihn dann, sie allein zu lassen, aber in der Nähe zu bleiben. Was mochte, als er gegangen war, in ihrer Seele vorgehen? Ihre Gesichtszüge waren wie die einer heftig Weinenden, ohne daß ihre vertrockneten Thränenquellen einen Tropfen hervorbrachten; mehrmals durchzuckten gewaltsame Erschütterungen den ganzen Körper; dann kam es wie eine Art Ruhe und Stille über sie. Und so fanden sie die beiden Männer. Sie hatten im Vorzimmer mit dem Arzte gesprochen und traten in heftiger Bewegung und mit nassen Augen an das Sterbelager.

Seht euch! sagte die Unglückliche, indem sie den ganzen Rest ihrer Kräfte sammelte. Und nun hört mich! Könnt ihr mir vergeben, so thut's; ich bitte nicht darum; ich kann es selbst nicht. Aber das wißt: Helene war unschuldig; ich bin die Schuldige.

Die Eröffnung traf die beiden Männer wie ein Blitz. Entsetzlich! stammelte der Präsident; und Du konntest —

Ja, sagte sie. Aber still! Ich will bekennen, Alles bekennen, von Anfang an. Ich will Niemand anklagen, nicht meine Eltern, nicht meine Erzieher. Es fiel in mir: ich mußte überall die Glänzende, Bewunderte, Beneidete sein; ich mußte immer prunken, immer mit dem Neuesten und Kostbarsten gepuzt sein. Solange mein Vater lebte, machten es mir seine Zuschüsse, als er starb, mein Erbtheil möglich. Auch dies nahm zuletzt ein Ende. Ich beschloß, mich einzuschränken, aber ich vermochte es nicht über mich. Ich gerieth in Schulden. Um der Schmach einer Schuldklage zu entgehen, holte ich zum ersten Mal eine kleine Summe aus dem Geldschrank. Bei tiefer Nacht nahm ich die Schlüssel von Deinem Nachtiische und legte sie hernach wieder hin. Auf dieselbe Weise erstattete ich den Betrag wieder von meinen nächsten Toilettegeldern. Ganz so machte ich's noch einmal. Beim dritten Mal unterließ ich die Wiedererstattung — es war ja nichts bemerkt worden — und dann holte ich mehr und immer größere Summen. Und endlich kam die Entdeckung.

Sie schwiag vor Erschöpfung und wollte die Augen mit dem Arm bedecken, aber er sank kraftlos nieder. Die beiden Männer starrten sie athemlos an, der Präsident mit dem Ausdruck eines namenlosen Schmerzes. Und Helene? fragte er endlich.

Wieder ruckte eine heftige Erschütterung alle Glieder der unseligen Frau zusammen. Warum — sagte sie, und ihre Stimme war plötzlich heiser geworden und ihre eingesunkenen Augen irten hin und her. — Warum nahm sie die Schuld auf sich? Weißt Du's? Ich nicht. Als sie es that, hielt ich sie auch für schuldig. Ich

glaubte, sie habe im Kleinen gethan, was ich im Großen, und auf demselben Wege. Ihre Flucht schien das zu bestätigen. Aber ich rechnete zusammen, was ich genommen und was ich noch hatte, und es war die fehlende Summe. Da hatt' ich einen schrecklichen Tag. Aber sie war fort, das hatte mich gerettet. Sie mußte fort bleiben. Als sie mir dies schickte (sie gab dem Präsidenten Helenens Brief), schrieb ich ihr, sie sei todt für uns. Nein! Sie darf nicht kommen. Warum hat sie es auf sich genommen? —

Von diesem Augenblicke an verfiel sie in Irrededen, wilde Phantasien, klagte über Erblindung und wurde schwächer und schwächer. Seethal hatte Helenens Zeilen gelesen, und selbst das Gland der Sterbenden konnte die tiefe Erbitterung nicht mildern, die er empfand. Er entfernte sich, schickte den Arzt hinein, blieb aber im Hause, im Zimmer des Freundes.

Es währte nicht lange, als der Präsident schwankend und mit strömenden Thränen zu ihm kam und in stummem Schmerz ihn umarmte. Sie hatte geendet. Von Tröstung konnte nicht die Rede sein. Seethal fühlte, daß dem edlen Geiste mehr geraubt war, als der Tod ihm hatte nehmen können. Er verließ ihn nicht, schrieb statt seiner an Guido und Anna und besorgte alles Nöthige zum Begräbniß.

Der Präsident wollte keinen Andern sehen. Er vergrub sich in seinen Schmerz und sein Gemüthszustand war in den ersten Tagen wahrhaft besorgniserregend. Er weinte nicht mehr. Er stand oder saß stundenlang unbewegt und starrte auf denselben Fleck, theilnahmslos für Alles, was um ihn vorging, ohne ein Wort zu sagen, ohne auf eine Frage zu antworten. Erst am Vortage der Bestattung, die in der frühesten Morgenstunde geschehen sollte, brach er dies Schweigen und schüttete seinen ganzen Jammer in das Herz des Freundes aus.

Seethal unterbrach ihn nicht, suchte auch die Ursachen seines Schmerzes nicht in ein milderes Licht zu stellen, ja er trieb ihn an, Alles herauszusagen, was sein Inneres zerriß und durchwühlte, und dann erst sagte er: Gewiß gehdret es zu dem Allerbittersten, zu erfahren, was Sie, mein würdiger Freund, erfahren haben. Aber vergahen sie denn, von welch wiedergewonnener Zukunft die verlorne Vergangenheit aufgenogen wird? welch ein reiner und würdiger Gegenstand für Glauben, Liebe, Ehre und Vertrauen Ihnen in Helene zurückgegeben wird? Ich habe Alles vorbereitet, daß wir morgen, gleich nach dem Begräbniß, abreisen können, um sie aufzusuchen, deren edles Bild, Gott sei Dank, klar und gereinigt wieder vor uns steht. Mit welchem Gefühl werden Sie die theuere Tochter wieder in die Arme schließen!

Diese und ähnliche Worte gaben den Gedanken des Vaters eine andere Richtung. Er war ganz einverstanden mit der Reise und dankte Seethal für seine Vorkehrungen. Das Leben gewann wieder Werth für ihn, die jahrelang erstickte Liebe zu der Tochter glühte in reiner heller Flamme empor.

Noch einmal, beim Begräbniß selbst, übermannte es ihn mit tiefschmerzlichem Grauen, seine reinsten und besten Gefühle jahrelang an ein so unwürdiges Wesen verschwendet zu haben. Dann, heimgekehrt, stieg er mit dem Freunde aus der Trauerkutsche in den mit Extrapostpferden bereitstehenden Reisewagen, und bald rollten sie — es war wieder um die Erntezeit — auf derselben Straße dahin, auf welcher Helene in jener Nacht aus der Vaterstadt geflohen war.

Was die immer näher rückende Aussicht auf die Wiedervereinigung mit einer geliebten Tochter, die Theilnahme eines mitfühlenden Freundes und eine fast dreitägige Fahrt durch mannigfaltige fruchtbare Landstriche zur Herstellung eines schwer verwundeten Gemüthes thun konnten, hatten sie an dem Präsidenten gethan, als die Reisenden an ihr Ziel gelangt waren und vor dem ersten Gasthose der Stadt ausstiegen. Beide hatten keinen andern Gedanken, als Helene sobald wie möglich zu sehen. Sie überließen dem Bedienten die Sorge für Logis, Wagen und Gepäck und ließen sich sogleich nach der Wohnung des Musikdirectors von Lips weisen. In der Hausthür trafen sie ein spielendes Kind von etwa acht Jahren.

Ist hier Fräulein Helene Meier? fragte Seethal.

Das kleine Mädchen sah ihn verwundert an und fragte: Wer? Tante Helene?

Ja, ja! versetzte der Präsident.

Nein, sagte das Kind. Hier ist sie nicht, aber ich will Sie hinbringen.

Die Kleine sprang voraus und sie folgten ihr durch einige Straßen, dann lief sie, indem sie sich umsah und winkte, in ein Haus und rief: Tante Helene! Hier sind Herren, die nach Dir fragen.

Eine Stimme aus dem inneren Theile des Hauses rief: Bist Du's, kleine Blanca? Führe die Herren in die Stube! Gleich kommt Jemand.

Die Eintretenden erkannten die Stimme. Der Präsident zitterte heftig und wollte ihr zuweilen. Seine Kniee wankten. Seethal, selbst mit klopfendem Herzen, hielt ihn, stützte ihn und führte ihn in das Zimmer, das die Kleine öffnete ohne mit einzutreten. Einige Minuten warteten sie in größter Spannung und Aufregung, beide sprachlos, die Augen auf die Thür geheftet. Jetzt öffnete sich diese, aber nicht Helene, sondern ein wohlgekleideter Mann mit hoher Stirn, glänzenden geistvollen Augen und angenehmer Gesichtsbildung trat herein. Wen hab' ich die Ehre —? fragte er, sich verneigend. Seethal bemerkte, man habe sie hier hereingewiesen, stellte den Präsidenten vor, nannte sich selbst und sagte: Aber verzeihen Sie, wir suchen hier eine junge Dame, die sich Helene Meier nannte.

Der Andere sah sie mit gespannter Ueberraschung an und sagte: Meine Herren, ich bin der Oberlehrer Doctor Holtzenau und Helene ist seit länger als zwei Jahren meine Frau und das Glück meines Lebens.

Mein Gott! sagte Seethal, wandte sich ab und biß sich auf die Lippen. —

Und Sie wußten nicht und wissen nicht, daß ich ihr Vater bin? rief der Präsident.

Aber diese Worte hatte Helene, die nun ebenfalls eintrat, schon gehört. Sie flog unter Thränen in die ausgebreiteten Arme des Vaters. Ach, ein einziger Blick hatte ihr gezeigt, wie all' seine alte Liebe ihr entgegenströmte, aber auch, wie Kummer und Schmerz ihn gesucht, gebeugt und sein Haar gebleicht. Sie hielten sich lange schweigend umschlossen. Dann machten sich ihre Herzen in einzelnen Worten Luft. — Mein guter, ewiggeliebter Vater! — Mein armes, schuldloses, hartgeprüftes Kind! — O nein, liebster Vater! ich war so glücklich, als ich ohne Deine Liebe sein konnte. — O Helene, sie hat Dir nie gefehlt, auch nicht, da ich Dich so furchtbar verkannte. — Er schwankte in ihren Armen. Diese Erinnerungen mit der Aufregung des Augenblicks wurden ihm zu viel. Sie führte ihn zu einem Sitz und setzte sich neben ihn, mit dem Arme ihn umschlingend.

Seethal gab dem Doctor einen Wink, den dieser verstand, und Beide gingen

still hinaus. Als sie in den kleinen Garten am Hause getreten waren, sagte Seethal mit etwas erzwungener Fassung, aber mit Offenheit: Sie sind Helenens Gemahl, und ich habe es aus ihrem eignen Munde gehört, daß sie glücklich ist. Da ich nun auch den würdigen Präsidenten in den besten Händen weiß, so könnte ich eigentlich wieder abreisen. Ich habe — wenn Helene, wie ich glauben muß, auch ihre Herkunft verschwiegen hat, so wird sie Ihnen doch die Katastrophe erzählt haben, die sie aus dem Vaterhause getrieben —

Nein, sagte Holtenau. Schon an jenem glücklichen Tage, da wir einander unsere Liebe bekannten, verlangte Helene, daß ihre Vergangenheit ihr Geheimniß bleibe, nicht um ihretwillen, setzte sie hinzu, sondern um Andern willen, die zu schonen ihre Pflicht sei. Ich vertraute ihr durchaus, habe nie darnach gefragt, und habe nie mein Vertrauen bereut.

Himmel! rief Seethal, dann hat sie die Schuldige gekannt. Nun, fuhr er nach kurzem Besinnen fort, Ihnen glaube ich erzählen zu sollen, was ich selbst hiervon weiß. Vater und Tochter werden es nicht anders erwarten. — Sie ließen sich auf einer Gartenbank nieder, und er berichtete dem erstaunten Hörer Alles, was ihm von jenen Begebenheiten bekannt war.

Sie hatten Recht, sagte Holtenau mit nassen Augen, als jener geendigt; sie muß die Schuldige gekannt haben. Mein Gott, wie glücklich bin ich im Besiz eines so edlen Wesens!

Das sind Sie, versetzte Seethal; und bekenne ich nun, daß ich vor jenen Ereignissen hoffte und hoffen durfte, Helenens Liebe zu gewinnen, daß diese Hoffnung nach den letzten Entdeckungen lebhaft wiedererwachte, da ich sie unvermählt glauben mußte, und daß ich sie nun so wiederfinde, so begreifen Sie, daß ich am liebsten sofort wieder abreiste. Und doch möchte ich so nicht scheiden, doch mücht' ich Helenen sagen, wie innig ich sie verehere, wie tief ich es bereue, an ihrer Schuldlosigkeit je gezweifelt zu haben.

Wleiben Sie! sagte Holtenau. Lassen Sie uns zu ihnen zurückkehren und sagen Sie es ihr! Sie verdient es.

Seethal drückte ihm die Hand, meinte aber, es sei besser, zu erwarten, daß man nach ihnen verlange; er möge ihm indeß von Helenen erzählen. Holtenau that es und mit aller Rücksicht und Zartheit, aber er hatte des Guten, Schönen und Lieben so viel zu berichten, daß es bereits dunkelte, als Helene selbst kam, um sie hereinzuholen. Sie war tief bewegt, und man sah, daß sie geweint hatte; doch reichte sie Seethal mit unbefangener Herzlichkeit die Hand und sagte: Kommen Sie herein, theurer Freund! Ich und der Vater haben uns Alles erzählt, er hat sich erholt und erfreut sich jetzt an dem Anblick unseres Kindes.

Roch ein Blick in dies Haus, zwei Jahre später!

Festlich geschmückt im festlich geschmückten Saale sehen wir dort eine kleine Versammlung. Wir sehen den greisen Präsidenten, der, längst in den Ruhestand getreten, jetzt hier in der Stadt wohnt; wir sehen bei ihm seine Kinder, Helene, die unbemerkt stets für ihn sorgt, Holtenau, jetzt Gymnasialdirector, Guido als frischen kräftigen

Studenten, Anna als blühende Achtzehnjährige und im schönsten Schmuck; auch Seethal ist da und geht mit heiterer Miene von Einem zum Andern; die Pastorin führt großmütterlich Helenens Aeltesten umher und sieht gelegentlich nach dem einjährigen Zweiten; ihre Schwester, die wackere Wirthschafterin vom Edelhofe, fehlt nicht; ebensowenig Herr von Lips, der fröhlicher lacht als je, und Frau von Lips, die mit heiterer Grobhartigkeit sich sehr gewählt äußert (Gönner und Freunde haben wieder einmal ihre Schulden bezahlt und sie wollen dies in einigen Tagen mit einem kleinen Balle feiern). Wir sehen noch andere, uns unbekannte Gäste aus der Nähe und Ferne, denn es ist ein Fest im Hause. Es ist Anna's und Seethal's Hochzeitfest. Helene ist dabei ganz Nebenperson, sie sucht sich auf's bescheidenste zurückzuziehen; — wie kommt es, daß sie dennoch der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft zu sein scheint? —

Eine Geschichte in Liedern.

Von Otto v. Reizner-Grünberg.

Liebesahnung.

Ich glaubt', es wär' das Herz
in tiefer Ruh,
seit man mit Erd' gebekt
mein Mädchen zu.

Nun regt es sich in mir
und schlägt so voll:
Ob das wohl neue Lieb'
bedeuten soll?

Mir glänzet Licht und klar
der liebste Tag.
Ich will erwarten still,
was kommen mag.

Entschluß.

Die Liebe und das Lied,
die muß man offen sagen,
man darf die beiden nicht
in sich verborgen tragen.

Wenn sie in unsrer Brust
allein verschlossen blieben,
sie müßten sterben bald,
die Lieber und das Lieben.

Vorsatz.

Wenn sie mich ansieht, still und mild,
kann' beten ich zu ihrem Bild,
Doch wenn sie schmäht, ist sie zum Küssen:
Ich werde oft sie ärgern müssen!

Neuer Glaube.

Ich glaubt' als kleiner Knabe
an einen guten Geist,
der uns voll Vaterliebe
den Weg zum Glücke weist.

Wenn ich in seligen Stunden
mir schau' dein Auge an,
werd' ich von neu zum Kinde
und glaube wieder dran.

Salbtraum.

Um mich ist tiefe, dunkle Nacht.
Ich denke an die Lieben mein,
und schau', da treten alle sie
gar sacht und still zu mir herein.

Das Mütterchen, das treue, kommt
an meines Mädchens Arm gelehnt.
Sie fühlten ja, wie sich mein Herz
so schmerzlich heiß nach ihnen lehnt.

Ich halte beider Hände fest,
so froh, wie ein beschenktes Kind,
bis mir vor lauter, lauter Lust
die Augen zugefallen sind.

Verlassen.

Sie ist vorbeigegangen still
und kehret nimmermehr,
nur ihre Augen schweben noch
wie Sterne vor mir her.

Ihr nahmet einst den Frieden mir,
stört nicht von neu die Ruh, —
Vergäße in Vergessenheit,
o dunkles Auge du!

Schwere Pflicht.

Du kannst auf dieser Erden
kein größ'eres Leid ertragen,
als wenn ein Mensch aus Liebe
der Liebe muß entsagen.

Nicht weinen soll das Auge —
der Mund, er darf nicht klagen.
Du kannst auf dieser Erden
kein größ'eres Leid ertragen.

O wer's vermöchte!

O wer's vermöchte zu vergessen,
daß einst er hat ein Herz besessen!

Und küssert aus entschuld'ner Zeit
ein Lied von Himmelsheiligkeit.

Ost mitten in dem tollsten Lachen
kann dir der trübe Geist erwaschen

Noch keiner hat es je vergessen,
wenn einst er hat ein Herz besessen!

Schluß.

Ich wollt', ich könnt begraben
mein leidgequältes Herz,
was hilft mir all mein Sinnen,
es bleibt der Schmerz.

Ich weinte wie ein Knabe
schon Thränen ohne Zahl,
und immer brennt im Busen
die alte Qual.

Daß Sehnen nach der Liebe,
mir zehrt's an Marx und Wein —
ich wollt', ich könnt' verwandeln
mein Herz in Stein!

Der Bankapfel.

Schwank in einem Act von Paul Lindau.

(Aufgeführt auf dem Hoftheater in Dresden am 10. Juni 1875.)

Der Dichter hat 1851 24 und keine Orden oder Ehrenauszeichnungen das persönliche Recht vor, die Gerechtigkeit zur öffentlichen Aufführung und zum Nachdruck zu ertheilen.

Personen.

Dr. Julius Dambach, Privatdocent.
Martha, seine Frau.
Gananden, deren Schwester.August, deren Tante.
Ally, Referendar.Ort der Handlung: Eine große Stadt.
Zeit der Handlung: Die Gegenwart.

Erster Auftritt.

(Ein einfach aber behaglich möbirtes Zimmer. Thüren rechts und links und in der Mitte. Oben hinten links.) Während der Vorhang sich hebt, hört man unten den Strauß'schen Wolger: „An der schönen Wass' Tosau" spielen und oben: „Ich bin' auch, liebe Abgelen" singen.

Julius in Verzweiflung am Arbeitstische.
Später Martha.

Julius.

Es ist zum Rasendwerden! — Dabei soll man arbeiten! — (Er sagt aus der Anadenarie.) „Gnade! Gnade! für dich selber und für mich!" — Sie spielt weiter! — Und wenn der Mensch nur nicht immer so quetschen wollte! — Ein solcher Kloß ist doch noch nie da gewesen! — (Der Sänger hört auf.) Gott sei Dank! — Er schweigt wenigstens! — (Die Stawierpfeilerin hört auf.) Und sie auch! Der Himmel hat ein Einsehen. So (sie bezoglich zurechtsehend), nun wollen wir uns in das herrliche Studium der alten Götterlehre vertiefen.

(Martha tritt in großer Aufregung in das Zimmer.)

Julius (von der Arbeit aufstehend).

Was, schon wieder da? Hast du die freundwillige Tante Auguste verfehlt?

Martha.

Julius, es geht nicht mehr so! — Diese Menschen! — Mit jedem Tage wird es schlim-

mer! — Die Tante ist übrigens ausgegangen; ich dachte, sie hier zu finden. — Du machst Dir keinen Begriff davon, wie ungezogen die Menschen sind. Denke, am hellen lichten Tage. — Ist denn die Tante nicht hier gewesen?

Julius.

Gestatte mir die Bemerkung, daß Deine Rede, liebes Kind, sich einer gewissen Unbeutlichkeit befleißigt.

Martha.

Also denke Dir, was mir passiert ist. Schon auf dem Wege zur Tante fiel mir ein Herr auf — so der Typus des Pfasterretzers, helle Handschuhe und bunte Cravatte, mitten im Winter —, der bald vor, bald hinter mir ging; aber ich achtete nicht sonderlich darauf, weil ich wußte, daß ich seiner unangenehmen Begleitung bald entkommen werden würde. — Ich ging zur Tante hinauf, — Niemand da —, das Mädchen sagte mir, die Tante hätte mit einem Besuch machen wollen. — Ich begreife nicht, daß sie noch nicht hier gewesen ist! — Und nun denke Dir meinen Schrecken: als ich das Haus verlasse, steht er wieder da.

Julius.

Der Mann mit der bunten Cravatte?

Martha.

Und den hellen Handschuhen. Er richtet es so ein, daß ich an ihm vorbeigehen muß,

und dabei vernehme ich deutlich die Worte: Gott sei Dank! Ich wäre verzweifelt! Ich thue natürlich so, als ob ich es nicht höre und beschleunige den Schritt. Er geht auch schneller. — Ich trete an ein Schaufenster, um ihn vorbeigehen zu lassen. — Er bleibt stehen und senkt. In meiner Angst laufe ich in den Laden, — es war ein Kurzwaarengeschäft. Da! das habe ich Dir gekauft. (Sie nimmt ein kleines Päckchen aus der Tasche und reicht es Julius; dieser entfällt es; es enthält einen Pfirsichzucker.) 17½ Silbergroßchen! Was geht alles theuer wird! Wir hatten ja noch keinen.

Julius.

Run also? Als Du den Laden verlässest?

Martha.

War er wieder da. Gottlob ging eine Droschke vorüber, ich sprang hinein und so habe ich die Tante verfehlt, mich fürchtbar geängstigt und 22½ Silbergroßchen für nichts und wieder nichts ausgegeben.

Julius.

Man kann seine Zeit nicht besser verwerten.

Martha.

Und Du armer Mann hast während der ganzen Zeit gearbeitet.

Julius.

Nicht fünf Minuten habe ich Ruhe gehabt. Unten spielte das Fräulein die „schöne blaue Donau“, und oben sang der Quetschkenor: „Ich bitt' euch, liebe Vögelein“. Es war zum Rasenwerden. Ich habe Stühle umgeworfen, den Stuhl abgestoßen. Alles vergänglich. Die blaue Donau floß unten ruhig weiter und da oben wurden die Vögelein nach wie vor er sucht, die Voten des Quetschkenors zu fein; und dabei soll man sich auf vergleichende Götterlehre präpariren!

Martha.

Es muß anders werden, Julius, es geht nicht mehr so.

Julius.

Nicht eine Viertelstunde länger, als unser Contract läuft! Sei unbesorgt.

Martha.

Ich meine, Du mußt mich mehr bewachen! Man kann nicht mehr über die Straße gehen, ohne von irgend einem Rührgänger belästigt zu werden. Du mußt Deinen Schatz hüten, ich allein bin nicht im Stande . . .

Julius.

„Danae, die in's Gemach, das fest von Eisen und Stein war,

Züchtig als Jungfrau kam, dennoch den Perseus gebat.“

Martha.

Was soll denn das heißen?

Julius.

Das soll heißen, daß, wenn ein Weib sich nicht selber schützen will, kein Mensch und kein Gott es schützen kann. Du kennst doch die Geschichte mit der Danae?

Martha.

Dunkel. Danae? Ist das nicht die mit dem Fasse?

Julius.

Um Gotteswillen! Das sind ja die Danaiden! Weib eines Philologen! Weißt Du denn gar nichts von Mythologie? Du bist doch sonst so geschickt!

Martha.

Offen gestanden, in dem Fache bin ich nicht sehr bewandert.

Julius.

Das ist aber eine entscheidende Lücke in Deiner Bildung, Kind! Es genügt nicht, englische Romane und französische Rombdien zu verstehen, und in das Theater zu gehen, wenn Koffi spielt, um sich dadurch den Anschein zu geben, als ob man auch italienisch verstünde. Das mag für die Bedürfnisse der oberflächlichen Salonchwägerin ausreichen, aber zur Bildung, zur wahren Bildung, der herrlichsten Erziehung, dazu, mein liebes Kind, gehört mehr! Da muß man sie kennen, jene wunderbaren Sagen der Vorzeit, welche in den großartigsten Dichtungen widerhallen.

Martha.

Unser Lehrer sagte, die Mythologie wäre etwas verjünglich.

Julius.

O diese Bedanten! Es gibt nichts Reineres, nichts Keuscheres als die griechischen und römischen Götterfagen.

Martha.

Run, so erzähl' sie mir doch!

Julius (nach der Uhr sehend).

Run, ich habe noch etwas Zeit, und will Dir eine mythologische Stunde geben. Sei Dich! (Martha seht sa.) Ich werde Dir keine curiösiße Vorlesung über die Geschichte der Götter halten, das würde Dich langweilen. Ich werde auf das Gerathewohl einige Gruppen herausgreifen und Dich damit bekannt machen; nach und nach können wir dann das Fehlende ergänzend nachtragen, und in einigen Tagen wirst Du im Olymp ungesähr Bescheid wissen.

Martha.

Schön! Also . . .

Julius.

Also der oberste Gott war Zeus oder Jupiter.

Martha.

Wer war denn Danae?

Julius (verlegen).

Danae? — ach so, — ja das verstehst Du noch nicht, dazu gehören noch einige Vorstudien. Also Zeus war der oberste Gott; seine Gemahlin war Juno; von der hast Du doch wohl schon gehört?

Martha.

Versteht sich. Das ist doch die mit dem Wuchs?

Julius.

Weißt Du, welcher Vogel der Juno geheiligt war?

Martha.

Vogel? Ich glaube, der Schwan.

Julius.

Gott bewahre! Du denkst wahrscheinlich an Leda.

Martha.

Richtig! Was war denn das für eine Geschichte mit der Leda?

Julius.

Dazu gehören noch einige Vorstudien! Bleiben wir bei der Sache! Der Pfau war der Lieblingsvogel der Juno.

Martha.

So?

Julius.

Aud nun sieh, wie poetisch die Alten dies erklären. Juno hatte einen Wächter bestellt, Namens Argus, der hundert Augen hatte; diesen ließ Jupiter tödten, und Juno schmückte mit den Augen desselben den Pfauenschwanz.

Martha.

So! Weshalb ließ er ihn denn tödten?

Julius.

Weil ihm Argus unangenehm war. Die eifersüchtige Juno hatte ihm das Wächteramt über Io anvertraut, die Jupiter liebte. Diese Io ist Dir doch bekannt?

Martha.

Ich glaube, ja!

Julius.

Es ist die schöne Jungfrau, für die Jupiters Herz entbrannte und die er, um sie den argwöhnischen Blicken seiner Gemahlin zu entziehen, in eine milchweiße Kuh verwandelte.

Martha.

Ich denke, das war Europa.

Julius (außer sich).

Europa ist in ihrem ganzen Leben nicht

verwandelt worden! Du verwechselst das wieder mit Jupiter, der Europa als weißer Stier entführte.

Martha.

Sei nur nicht ungeduldig! Wer soll sich denn da zurechtfinden, bald ist es eine weiße Kuh, bald ein weißer Stier. Wie war denn das mit der Europa?

Julius (wieder verlegen).

Run ganz einfach, — aber dazu gehören einige Vorstudien.

Martha.

Es ist merkwürdig; jedesmal, wenn ich frage, verdrößest Du mich auf später. Wer ist Danae? — Wer Leda? — Wer Io? — Wer Europa? Zu alle dem gehören Vorstudien!

Julius.

Du hast aber auch eine Kunst merkwürdige Fragen zu stellen! Ich habe wahrscheinlich schlecht angefangen. Wir wollen versuchen, die Sache einmal bei einem andern Ende anzufassen. (Nach einer ganz kurzen Pause.) Kom beschah eine große Anzahl von Tempeln, welche dem Kultus der verschiedenen Götter geweiht waren.

Martha.

Das verstehe ich; ich kenne sogar einen Tempel.

Julius.

So? welchen denn?

Martha.

Den Janustempel.

Julius.

Pohtausend! Was bist Du gelehrt! Wo hast Du denn die Weisheit hergeholt?

Martha.

Janus hatte zwei Gesichter. In der einen Hand hatte er das Scepter und in der andern Hand einen Hausschlüssel. Er ist der Gott des ehelichen Friedens, und wenn man den Tempel aufmacht, ist Aufriede im Hause. Siehst Du, ich weiß Bescheid!

Julius.

Das stimmt ungefähr; ich komme vor Erstaunen über Deine Gelehrsamkeit gar nicht zu mir. Wer hat Dir denn das beigebracht?

Martha.

Ich will nicht renommiren. Ich habe neulich eine Novelle von Börne gelesen: „Der Janustempel“, die mir sehr gefallen hat. Da benutzte ein junges Ehepaar, wie wir, den Kachelofen zum Janustempel. Wenn sie sich zankten, wird die Thür geöffnet, und wenn einer der beiden wieder zur Besinnung kommt und der Friede wiederhergestellt werden soll, macht man die Thür

zu; die Verführten fallen sich in die Arme und man spricht nicht mehr von dem Grunde der Entzweiung. (Mit veränderter Stimme.) Julius! Wie wahr's, wenn wir unsern Ofen auch als Januustempel benutzen?

Julius (säuselnd und nach dem Ofen blickend).

Die Thür ist geschlossen, mein liebes Herz, und wir werden hoffentlich niemals Grund haben, sie zu öffnen.

Martha.

Aber es könnte doch vorkommen, daß wir uns einmal janken.

Julius.

Das kann nicht vorkommen! Laß doch die Kinderei!

Martha.

Aber Julius! Ich bitte Dich darum, weshalb wollen wir denn nicht einen Januustempel machen? Es ist der reine Eigensinn von Dir!

Julius.

Es ist eine kindische Laune von Dir, mein Herz! Ein solcher Scherz hat nur Werth, wenn er original ist.

Martha.

Es ist das erstemal, daß ich Dich um etwas bitte, und Du verweigertest es mir. Gut! Ich weiß, was ich von Deinen Versprechungen zu halten habe.

Julius.

Aber Kind!

Martha (immer erregter).

Ich bin kein Kind, ich bin Deine Frau seit drei Wochen, und es wäre wohl Zeit, daß Du Dich allmählich daran gewöhnstest, mich als Dein Weib, als Deine Gattin zu respectiven und mich nicht wie ein unerfahrenes Kind zu behandeln. Seit drei Wochen habe ich alles erduldet, schweigsam; aber schließlich verliert auch das sanfteste Wesen, wenn man es immer unterdrücken, und jeden seiner Willen brechen will, die Geduld.

Julius.

Was soll denn das heißen? Wenn Du die Lante zu Hause getroffen hättest, würde ich Deine merkwürdige Stimmung allenfalls begreifen.

Martha.

Jawohl, die Lante! Schiebe nur alles auf sie, sage nur, daß sie mich aufhebt gegen Dich! Ach, die gute Lante hatte nur zu Recht! Ich wollte ihr nicht glauben, aber ich sehe, daß Du mich namenlos unglücklich machen wirst und schon namenlos unglücklich machst. Und womit habe ich das verdient? Bin ich nicht Deine treue Gattin?

Julius.

Aber erlaube! Wir sind seit drei Wochen verheiratet, und Du rühmst Deine Treue als etwas Wunderbares. Kind, Du bist nervös, Deine Aufregung ist so zweifels, wie möglich.

Martha.

O Gott, o Gott! Womit habe ich das verdient? Ich weiß sehr wohl, Du willst jeden Keim der Selbstständigkeit in mir zerretzen; ich soll Deine Skavin werden, Deine Leibeigene, aber mein weiblicher Stolz bäumt sich auf, und ich zerbreche die unwürdigen Fesseln. Ich werde Dir zeigen, daß ich meinen Willen habe und meinen Willen durchsetze. (Sie tritt an den Ofen und öffnet die Thür. Triumphierend.) So! Nun habe ich doch meinen Januustempel!

Julius.

Liebe Martha! Bis jetzt habe ich die ganze Sache für einen Scherz gehalten, und ich hoffe auch, daß Du mir den Glauben belassen wirst. Martha! Treues Weib! Kind! Herzchen! Sei vernünftig! Wenn Dir die Geschichte mit dem Januustempel Spaß macht, — nun denn; meinetwegen! Du siehst, (er nähert sich dem Ofen und schließt die Thür) in den Flitterwochen sollen mir selbst Deine Launen heilig sein.

Martha (ihm die Hand reichend).

Ich war wirklich ein Kind. Aber unsern Januustempel behalten wir doch?

Julius.

Ja doch! Meinetwegen! Aber unter einer Bedingung: daß Du mir nicht bei jeder kleinen Zänkelei die Thür öffnest. Nur bei ernsthaften ehelichen Conflicten, — merke wohl! — nur dann darfst Du die Thür öffnen; sonst läufst Du mir den ganzen Tag hin und her, und wir entweichen die poetische Bedeutung der alten Ueberlieferung. Also nur im Ernste! Steht die kleine Thür da offen, so wird das für mich bedeuten, daß sich etwas Fremdes, Erkältendes, Unliebes zwischen uns gedrängt hat; und wenn ich die Thür öffne, so sei versichert, daß ich ernsthaft Grund habe, über Dich zu klagen.

Martha.

Schön, darauf gehe ich ein.

Julius.

Solche Redereien könnten einmal einen ernsthaften Conflict herbeiführen; deswegen habe ich die Bedingung aufgestellt. Wir wollen nicht mit dem Feuer spielen. (Man hört unten den Sträußchen Welger: „An der schönen blauen Donau“ spielen.) Geht das Gedulde schon wieder los? (Er wirt einen Festanten auf den Boden und horcht. — Man spielt weiter.) Sie spielt weiter! — und ist erst

16 Jahre alt. — (Er nickt noch einen Heilanten hin.)
Keine Spur von Wirkung. Uebrigens (was der
Ihr selbst) ein wahres Glück. Ich muß mich
berufen, sonst wird mir die Bibliothek vor der
Kasse geschlossen und ich brauche nothwendig...

Martha.

Du willst ausgehen?

Julius.

Ich muß auf die Bibliothek. Ich brauche
nothwendig...

Martha.

Aber Du gehst doch nicht zu Deinen Fernun-
den, — ich meine die im „weißen Lamm“?
Versprich mir das, Julius!

Julius (ber die Melodie des Walters beständig mit-
summt).

Ich denke gar nicht an das „weiße Lamm“.
Ich muß mir in der Bibliothek... Ja, was
brauche ich denn eigentlich? ... Dabei soll
man einen klaren Kopf haben! (Unterbricht seine
Rede durch beständiges Singen, indem er mit den
Fingern klopft und unabsichtlich das Tempo des Wal-
ters markirt.) Wenn ich Musik höre, ist es mir
nicht möglich zwei vernünftige Gedanken an-
einander zu reihen. Was brauche ich denn
eigentlich? Ach, richtig: Den „goldenen Esel“ von
Apulejus. — Nun, Kind (indem er mit der Melo-
die des Walters mitsingt). Lebe wohl, mein Schatz
auf Wiedersehen, auf recht bald! (In dem Augen-
blicke klingelt es.) Vermuthlich die Lante. Heute
haben sich doch alle Götter wider mich ver-
schworen.

(Er geht hinaus. Martha best einen Heilanten auf.
Der Walter wird weitergespielt, die Thür wird ge-
öffnet, man hört herzliches Lachen.)

Zweiter Auftritt.

Julius kommt mit Auguste am Arme hereingetanzt,
Hannchen lachend hinter ihnen.

Auguste

(am Arme Dambach's, der sie widerstrebend zum Tanzen
beugt).

Ich verbitte mir das, Herr Doctor! Suchen
Sie sich für Ihre Narvenspoffen andere Leute,
und lassen Sie mich los; ich rufe um Hilfe.
Martha, es ist unverantwortlich, daß Du das
huldest. — Ich sterbe!

Julius

(stöhnend innehaltend und aufschreiend. Fernabig).

Sie hört auf! Ich hab's gefunden. Von
jetzt an wird getanzt!! Herzlichen Dank, meine
liebe Lante, für Ihre Freundlichkeit. Leb
wohl, auf Wiedersehen! (35.)

Dritter Auftritt.

Martha, Auguste, Hannchen.

Auguste.

Nun hast Du es selbst gesehen! und Ihr
lacht über diese empfindende Brutalität! Aber ich
habe es ja immer gesagt, es ist nicht möglich,
daß Du mit dem Menschen glücklich werden
kannst. Du wirst es schon merken! Was sage
ich? Du wirst es merken? — (Martha genauer be-
trauend.) Du hast es schon gemerkt! Du hast ge-
weint! Gesetze es nur! Hat er Dich mißhan-
delt? Und was sehe ich? Das große Buch! Er
hat es Dir wohl an den Kopf geworfen? Ach,
Du armes Kind! Entschuldig die ihn nicht, ich
kenne den Menschen! Nun, mein armes Herz,
wenn er Dich verhöhnt, Du weihst, bei Deiner
Lante findest Du immer ein Ähpl.

Martha.

Aber, liebste Lante, Du irrst vollkommen.

Auguste.

Ich ehre Deine Discretion und will nicht
weiter forschen. Nicht trifft kein Vorwurf. Du
weißt, wenn Du mir gefolgt wärest, und ge-
wartet hättest —

Martha.

Dann wäre ich eine alte Jungfer geworden!

Auguste.

Nun, Du hast in seiner Schule schon viel
gelernt; das muß ich loben. Alte Jungfer!
Nun ja, meinetwegen! Ich bin stolz darauf; ich
bin eine alte Jungfer, das kann doch lange nicht
jede von sich sagen. Wenn ich mich hätte ver-
heirathen wollen! — Du lieber Gott, als ob
das eine Kunst wäre?

Martha.

Jedenfalls ist es ein Talent, das nicht jede
besitzt. Nicht wahr, Hannchen?

Hannchen

(die während der ganzen Zeit aus der Tasche gegessen hat).

Ich habe nicht zugehört.

Martha.

Ach so! Sie ist wieder. Hannchen, was
hast Du für einen bewunderungswürdigen Magen!
Nun sage mir 'mal ehlich, was hast Du denn
heute seit Deinem Frühstück genossen?

Hannchen.

Seit dem Frühstück? Fast gar nichts, ein
paar Bratäpfel. Du weißt ja, dafür schwärme
ich. Ach, Bratäpfel schmecken doch zu schön!

Martha.

Und was ist Du jetzt?

Hannchen.

Wieder einen Apfel; er ist aber leider nicht
gebraten.

Martha.

Hannchen! Du wirst uns noch verhungern!

Hannchen.

Esse ich denn wirklich so viel? Es fällt allen Menschen auf, und ich schäme mich ordentlich. Hört bloß, was mir neulich passirt ist. Vor ungefähr acht Tagen beiße ich ganz in Gedanken auf der Straße in einen Apfel. Da höre ich — nicht an meinem Ohre — eine tiefe männliche Stimme: „Mahlzeit wünsch' ich!“ Mir blieb der Bissen in der Kehle stecken, und der schöne Apfel fiel mir aus der Hand, so erschrak ich. Es war ein so schöner Apfel!

Martha.

Wie schade!

Hannchen.

Ohne mich umzusehen, laufe ich, was ich kann und biege in die nächste Querstraße ein. Ich mußte umkehren, denn es war eine Sackgasse. Aber inzwischen hatte ich mich von meinem Schreden erholt, und um mich zu stärken, beiße ich, als ich wieder an der Ecke angekommen bin, recht herzhaft in einen zweiten Apfel. Da sieht ein Mensch, ein unbeschämter, aber sonst ganz netter Mensch und wünscht mir, als ich an ihm vorübergehe, mit derselben tiefen Stimme, die ich schon gehört hatte: „Gefegneten Appetit!“ Diesmal hielt ich aber meinen Apfel fest. Ich ging und ah ruhig weiter. Nach fünf Minuten sehe ich mich vorsichtig um. Er war noch da! „Ach, bitte,“ sagte der Herr, „bitte, lassen Sie mich abbeißen, — ich bin auch Vegetarianer!“ Er hielt mich für eine Vegetarianerin, denke Dir! Wie ich entwischt bin, weiß ich nicht mehr; aber ich habe mich furchtbar geschämt. Die Herren werden jetzt auch so zubringlich! — 'es ist abhüchlich.

Martha.

Ach leider!

Auguste.

Ja wohl, leider!

Martha.

Was? Weißt Du auch ein Liedchen davon zu singen?

Auguste.

Weshalb betonst Du denn das „Du“ so malkids? Bin ich vielleicht nicht mehr im Stande, Zubringlichkeiten zu erdulden?

Martha.

Aber Tante!

Auguste.

Ich bin die Person, die sie nicht nur zu erdulden, sondern auch sie zurückzuweisen vermag, und das kann nicht jede von sich sagen.

Nach vor ein paar Tagen habe ich einem der von Dir so vergötterten Männer die Luft benommen, mich wieder zu belästigen.

Martha.

So?

Auguste.

Als ich neulich Abends spät nach Hause ging, folgte mir ein Herr auf Schritt und Tritt. Ich that, als ob ich es nicht bemerkte und ging ruhig meines Weges. Als wir aber unter einer Gaslaterne angekommen waren, schlug ich meinen Schleier zurück, sah ihn mit einem niederdonnernden Blicke an, — und Du hättest das Entsetzen sehen sollen, das mein Blick hervorbrachte! „Ach, du meine Seele!“ sagte der Betroffene und lehnte um.

Martha.

Unter einer Gaslaterne?

Auguste.

So gewaltig war die Wirkung meines Blickes!

Martha.

Unter der Gaslaterne!

(Es klingelt.)

Martha (heudig).

Ach, Julius kommt schon wieder! Tante, Du weißt, er ist etwas eigen; er hat nicht gern Damenbesuche in seinem Arbeitszimmer.

Auguste.

Nun ja! Ich weiß, daß ich in diesem Hause nur geduldet werde. Du hättest es mir vielleicht etwas zarter andeuten können; ich würde es doch verstanden haben.

Martha.

Aber, ich bitte Dich!

Auguste.

Ich weiß ja, daß ich nicht hierher gehöre; ich weiß, daß ich nicht gern gesehen bin, aber das brauchst Du mich doch nicht bei jeder Gelegenheit fühlen zu lassen.

Martha.

Aber Tante!

Auguste.

Ich weiß, daß er mich nicht ausziehen kann, Dein liebenswürdiges Gatte. Komm nur! Ich will ihm den verhassten Anblick entziehen. (Während sie abgeht.) Ich werde Euch nicht mehr oft zur Last fallen. Wenn Ihr meinen Tod zu beweinen habt, werdet Ihr vielleicht einsehen...

(Während der letzten Worte ist sie in das Nebenzimmer gegangen.)

Martha (schweigend und lächelnd).

Heute ist sie wieder gut im Zuge! Komm, Hannchen! (Sie geht ab.)

Hannchen.

Wies! — Nun will ich mir schnell einen Apfel in die Höhe legen.

(Sie geht an den Ofen, nimmt aus der Lefche einen Apfel und legt ihn in die Höhe. In dem Augenblicke treten Klüg und Dambach ein. Hannchen läuft, sobald sie das Eintreten der Herren bemerkt hat, schnell davon.)

Vierter Auftritt.

Klüg, Dambach.

Klüg (noch in der Thür).

Ihr habt aber ein hübsches . . . (Gedacht Hannchen, welche bedenklich, folgt ihr und bleibt an der Thür, die sie zurück sehen.) Du, wer ist denn das?

Julius.

Meine kleine Schwägerin.

Klüg.

Scheint sehr niedlich zu sein. Uebrigens habt Ihr ein sehr hübsches Dienstmädchen, das uns die Thürgeöffnet hat.

Julius.

Die alte Dorothea? Sie hat die ersten Stunden meiner Kindheit gehütet.

Klüg.

So? Na, der Corridor ist etwas finster; sie machte aber einen ganz netten Einbruch.

Julius.

Wie es scheint, besiehst Du noch immer Dein empfängliches Herz.

Klüg.

Ich bin wie ausgetauscht, lieber Freund; ich liebe nämlich leidenschaftlich.

Julius.

Wen denn?

Klüg.

Das weiß ich nicht, aber ich liebe. Nun wirst Du fragen: Wieso.

Julius.

Das fällt mir nicht ein.

Klüg.

Doch, Du wirst mich fragen: Wieso? Und darauf werde ich antworten: das weiß ich nicht. Nun wirst Du Dich wundern.

Julius.

Fällt mir gar nicht ein.

Klüg.

Doch, Du wirst Dich wundern. Und Du hast Recht, wenn Du Dich wunderst; denn die Sache ist auch ganz wunderbar! Sie sehen und lieben war nämlich eins. (Mit offenstem Pathos.) Es war an einem Wintertage. Die Läden blüht, . . . ach nein! — Ein kalter eisiger Wind

legte die Schneelaminen durch die menschenleeren Gassen. Da erschien sie mir, wie ein Bild aus höheren Regionen und als einen Apfel. Und wie sah sie den? Ihre kleinen weißen Zähne liebten auf den Gegner ein, wie ein stürzendes Gardecorps. Ich konnte meinen Blick nicht von ihr lassen. Ich wollte ihr zu Füßen fallen; aber die Strafe war sehr schmerzhaft, und außerdem kannte sie mich nicht. Wie gebäubert stand ich da, und als ich wieder zu mir kam, war sie entzweiunden, wie ein zu schöner Traum. Nun wirst Du sagen . . .

Julius.

Ich werde gar nichts sagen, namentlich nicht, wenn Du in Einem fort sprichst.

Klüg.

Doch, Du wirst sagen: das ist doch kein genügender Grund, um sofort zu lieben. Aber denke, mein Freund, an die Bedeutung des Apfels in der Weltgeschichte, an den Apfel des Paris, an den Apfel der Eris, an den Zankapfel!

Julius.

Du weißt doch, daß das immer derselbe Apfel ist?

Klüg.

Nein, das wußte ich nicht. Apropos Zankapfel! Wie oft hast Du Dich mit Deiner Frau schon gezannt? Nimm es mir nicht übel; aber ich halte sie für eine Kankapfel; ich darf es ja sagen, da ich noch nicht das Vergnügen habe, sie zu kennen. Ist es denn möglich, daß man so wie Du von einem Tage zum andern mit allen seinen Freunden bricht und sich in seinen Haushalt einpackt, wie eine Trichine? Du stehst unterm Pantoffel, alter Freund! Darüber sind wir alle einzig am Stammtisch im „weißen Ramm“, wo Dein Platz seit Wochen verödet ist. Als Bräutigam kamst Du doch wenigstens ab und zu, aber seitdem Du verheiratet bist — ich verheiratete mich nie!

Julius.

Ich denke, Du liebst?

Klüg.

Wichtig! Das hatte ich vergessen! Ja, das ist aber auch eine ganz andere Sache! Meine Eveline wird begreifen, daß die Freiheit des Mannes nicht beschränkt werden darf durch . . .

Julius.

Wer wird das begreifen?

Klüg.

Meine Eveline.

Julius.

Wer ist denn das?

Kätz.

Nun das junge Mädchen.

Julius.

Coeline heißt sie?

Kätz.

Ich habe keinen Grund das Gegentheil anzunehmen.

Julius.

Du bist nicht geheibt.

Kätz.

Dein Vertrauen ehrt mich. Nun aber ernstlich gesprochen: wie oft hast Du Dich mit Deiner Frau in den drei ersten Wochen Deiner Ehe schon gezankt? Als ich Dich zufällig traf. — Nicht zufällig, denn ich suchte sie, wie ich sie seit Tagen überall suche —, da hattest Du so einen gewissen Zug —, so etwas schwärmerisch Resignirtes, in das Unvermeidliche Häßliches. Wie oft hast Du Dich mit ihr schon gezankt?

Julius.

Ich wiederhole Dir, daß Du nicht recht geheibt bist.

Kätz.

Immer wohlwollend und klar! Aber halte meine Frage nicht für eine einfache Invidiosion. Die Sache interessiert mich, ich setze ja am Vorabende meiner Verlobung. Kann man wirklich glücklich in der Ehe sein?

Julius.

Sprichst Du ernsthaft?

Kätz.

Ernsthaft!

Julius.

Dann laß Dir sagen, daß es nur ein wahres Glück auf Erden gibt, und das ist eine gute Frau, wie die meine. Wie das Bewußtsein, ein Wesen um sich und mit sich zu haben, das ganz mit uns fühlt, das an dem, was wir wollen und vermögen, den wahrsten, innigsten Antheil nimmt von dem ersten Aufsteigen des Gedankens, von der ersten Regung des Empfindens an bis zur Verfertigung des Gedankens, bis zur That, — wie das Bewußtsein, daß dieses hingebende und empfindsame Wesen nur durch uns existirt, uns stolz, glücklich und gut macht, — das, lieber Freund, läßt sich nicht mehr sagen, weil es die abgeschmacktesten Dichter zu oft gesagt haben. Aber wahr ist es doch.

Kätz.

Um so besser! Also Eure Ehe ist wirklich, was man glücklich zu nennen pflegt?

Julius.

Ein wolkenloser Himmel, an dem nur die Sonne glänzt.

Kätz.

Die Sache ist klar; ich verheirathe mich!

Fünftler Austritt.

Die Vorigen, Auguste.

Auguste

(nach in der Thüre zurück in das andere Zimmer sprechend).

Ich weiß wohl, daß man sich nicht zwischen Baum und Borke drängen soll, aber ich muß die Wahrheit erfahren. (Trommelt sie sich noch vom Wendel, sehr erregt.) Herr Doctor! Auch das Lamm . . .

(Sie hält inne, als sie Kätz erblickt.)

Julius (vorstellend).

Mein alter Freund, Herr Referendarius Kätz!

(Kätz verbeugt sich.)

(Auguste setzt ihn hart an, bleibt mit offenem Munde sprachlos stehen, darauf löst sie einen Schrei aus und läuft ins Nebenzimmer.)

(Kätz und Julius sehen sich eine Weile Lamm an.)

Kätz.

Eine recht angenehme Dame.

Julius.

Was hat denn das zu bedeuten?

Kätz (sich betrachtend).

Keine Ahnung! Wo ist denn ein Spiegel? Habe ich denn irgendwo im Gesichte Lintenflecke? Ich muß etwas im Gesichte haben.

Julius.

Kennst Du denn Lante Auguste nicht?

Kätz.

Keinerlei nicht.

Sechstier Austritt.

Die Vorigen, Martha.

Julius (seine Frau erblickend).

Ah! meine Frau! Wir werden jetzt die Sache aufklären. Herr Referendarius Kätz, mein alter Freund! — Meine Frau!

Martha

(bleibt einen Augenblick stehen, darauf löst sie einen Schrei aus, Kätz nähert sich ihr, betrachtet sie genauer, schreit ebenfalls auf).

Kätz.

Ach! Du meine Güte! (läuft ins Nebenzimmer links.)

Julius.

Ist denn die ganze Gesellschaft toll geworden? Was hat denn das Gefächrei zu bedeuten?

Martha

(auf die Thüre zeigend, durch die Kätz verschwand ist).

Entferne den Menschen auf der Stelle aus unserm Schlafzimmer.

Julius.

Was ist denn vorgefallen?

Martha.

Hinans mit ihm! Hast Du ihn denn nicht erkannt? Helle Handschuhe, bunte Cravatte.

Julius (schweigend).

Ach so! ... Er hat Dich ja nicht gekannt!

Martha.

Was? Das ist Alles, was Du zu seiner Entschuldigung und zur Vertheidigung meiner Ehre sagen kannst? Julius! Julius! (Sie erhebt die offene Ohrenstär; mit veränderter Stimme, schmerzlich.) Julius! Wenn Du es denn beschloffen hast, gut! Tante Auguste hat es mir immer gesagt! Du liebst mich nicht, Du hast mich nie geliebt. Aber wenn mir Deine Liebe verjagt ist, Deine Achtung werde ich erzwingen durch unbeugbaren Stolz.

Julius.

Ich versehe Dich nicht.

Martha.

Deine Kälte, Deine empörende Gleichgültigkeit hätten es mir schon sagen sollen; es hätte des äußerlichen Zeichens gar nicht bedurft.

Julius (der nun die offene Ohrenstär entfernt).

Jetzt versteh' ich! — Ich habe Dir erklärt, zu einer Spielerei bin ich zu vernünftig. Ich habe Deinem kindlichen Verlangen nachgegeben, aber nur unter der Bedingung, daß die Sache etwas ernsthaft behandelt werden würde.

Martha.

Es bedarf keiner Motivierung. Du brauchst mir gar nicht zu sagen, daß es Dir Ernst ist; ich fasse es ernst genug.

Julius.

Wenn Du Komödie spielst, so erfüllt mich Deine Geschicklichkeit, Gefühle zu hanteln, geradezu mit Schrecken.

Martha.

So ist es recht! Füge der empörenden Behandlung noch empörende Worte hinzu! Du treibst mit der Liebe Deiner Frau ein frevelndes Spiel!

Julius (erschrocken).

Liebes Kind!

Martha.

Ich bin kein Kind!

Julius (seinen Hut nehmend).

Ich will Dir Zeit lassen, Dir die Sache zu überlegen.

Martha.

So ist es recht! Geh' nur an Deinen Stammtisch. Die Herren im „weißen Lamm“ warten ja längst auf Dich. Aber bitte, nimm Deinen

liebenwürdigen Kneipbruder, den Herrn da ... den Herrn Ritz auch mit! Du wirst ihn doch nicht mit mir allein lassen wollen?

Julius.

Bis jetzt habe ich meine Ruhe bewahrt. Aber Kind! ... (Er nimmt den Prosopistischer.)

Martha.

Ich bin kein Kind!

Julius.

Du treibst den Spatz zu weit!

Martha.

Spatz! Das nennt er Spatz!

Julius.

Nein! Jetzt ist es mir Ernst, und ich denke nicht daran, mit Deinen unbegreiflichen und unverständigen Launen noch weitere Rücksicht zu üben.

Martha (auf den Prosopistischer deutend).

Wilst Du mich durchbohren? Bohre! Ich bin auf Alles vorbereitet! Tante Auguste ...

Julius.

Ach, laß mich mit der alten Schachtel zufrieden!

Martha.

Er lästert mein Fleisch und Blut! Ich werde schon ein Unterkommen finden.

Julius.

Weinetwegen!

Martha.

Du verjagst mich also?

Julius.

Im Gegentheil! ich gehe Dir aus dem Wege. Dein kindischer Trost ...

Martha.

Deine grenzenlose Dummlichkeit! ...

Julius.

Es ist zu arg!

Martha.

Es ist abshenlich!

Julius.

Lassen wir es gut sein!

Martha.

Ich bin mit Dir fertig!

Julius (seinen Hut noch einmal nehmend).

Adieu!

Martha.

Adieu!

Julius (geht schnell bis an die Türe).

Adieu!

Martha.

Adieu!

(Julius durch die Türe ab.)

Martha.

Er geht wirklich! Er geht! Er geht! O

Gott, O Gott! (Sie weint laut auf.) (In demselben Augenblicke tritt Klüg auf.) Entschuldigen Sie, mein Herr! (Sie geht schnell in's Nebenzimmer.)

Klüg.

Bitte, bitte!

Siebenter Auftritt.

Klüg, gleich darauf Hannchen.

Klüg.

Der wolkenlose Himmel! (Er geht ein paar Schritte nach vorn.) Könn' ich doch den Ausgang finden, ach, wie fühlt' ich mich beglückt! (Nimmt seinen Hut und geht nach hinten, in demselben Augenblicke tritt Hannchen ein.)

Hannchen.

Wenn ich ihn nicht umdrehe, brennt er mir an. (Sie tritt an den Ofen, dreht den Apfel um und schließt die Thür.)

Klüg.

Wer ist denn da schon wieder? (Er nähert sich Hannchen, diese erschrickt und schreit laut auf.) Entschuldigen Sie, mein Fräulein. (Hannchen stellt Klüg noch genauer an, schreit noch einmal und will flüchten. Klüg läßt ihr nach und stellt sich vor die Thür.) Nur über meine Leiche!

Hannchen.

Lassen Sie mich gefälligst da hinein!

Klüg.

Rein, mein Fräulein! Erst muß ich wissen, wer Sie sind. Erst muß ich Sie um Entschuldigung bitten für die Beharrlichkeit, mit der ich Ihnen neulich gefolgt bin. Erst muß ich mir Ihr Verzeihen erwerben!

Hannchen.

Bitte, lassen Sie mich!

Klüg.

Seit acht Tagen suche ich Sie, und jetzt, da ich Sie gefunden, sollten Sie mir wieder entgehen? Nun werden Sie sagen . . .

Hannchen.

Ich sage Ihnen weiter Nichts als: lassen Sie mich gehen!

Klüg.

Das sagen Sie mir nicht. Sie sagen mir: Aber, mein Herr, ich kenne Sie ja gar nicht! Sie haben Recht. Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle: Referendar Klüg, Sohn achtbarer und reichlicher Ältern, Substanzmittel zweifelhaft, aber Hoffnung auf die so ehrenvolle Stellung eines unbesoldeten Assessor's; Charakter gefällig; Referenzen: Mein Freund Julius Dambach und der Oberkellner im „weißen Lamm“.

Hannchen.

Das ist Alles sehr interessant, aber ich möchte Sie wirklich erfragen . . .

Klüg.

Nicht früher, als bis Sie mir verzeihen haben. Sind Sie mir nicht mehr böse?

Hannchen.

Ah, lassen Sie mich doch!

Klüg.

Es kostet Sie ja so wenig Anstrengung, mich zu beruhigen. Sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen haben! Bitte, sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen!

Hannchen.

Nun, wenn Sie darauf bestehen — dann meinethwegen!

Klüg.

Sie machen mich überglücklich! — Und wie sind Ihnen denn die Äpfel neulich bekommen, mein Fräulein?

Hannchen.

Wenn Sie mich jetzt nicht gehen lassen, werde ich böse und rufe um Hülfe.

Klüg.

Weshalb wollen Sie mir denn nicht das Vergnügen Ihrer Gesellschaft bereiten? Wir kennen uns ja noch so wenig, und wir müssen uns doch kennen lernen. — Heißen Sie Eveline?

Hannchen.

Wie kommen Sie denn dazu, mich aufziehen zu wollen? Ich sehe Sie jetzt zum zweiten Male in meinem Leben, und Sie gestatten sich mir gegenüber Vertraulichkeiten . . . Sie denken wohl, ich bin ein kleines Mädchen, mit dem man spielen kann?

Klüg.

Ich schulde Ihnen eine Aufklärung. Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?

Hannchen.

Ich empfehle mich Ihnen.

Klüg.

Ah bleiben Sie doch noch eine Minute — eine einzige Minute! Würde es Sie interessieren, wenn ich Sie versicherte, daß ich Sie liebe?

Hannchen.

Nicht im mindesten.

Klüg.

Das thut mir sehr leid; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir von dieser Erklärung einige Wirkung versprochen hatte.

Hannchen.

Weshalb lügen Sie mir denn etwas vor?

Klüg.

Wenn Sie gleich so fragen! Im Uebrigen

habe ich nicht gelogen, wenn ich auch nicht die volle Wahrheit gesagt habe. Ich fühle das Bedürfnis mich mit Ihnen zu unterhalten, Ihnen irgend etwas Angenehmes zu sagen, das Sie veranlassen könnte, zuzuhören. Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, und da drängt sich mir unwillkürlich das Wort auf die Lippen, ...

Hannchen.

Das Sie mich lieben? Das haben Sie wohl so an sich?

Klät.

Was soll man denn anders zu einem jungen Mädchen sagen, das Einem wirklich gefällt, ohne daß man weiß, weshalb? Und, mein Fräulein, Sie mögen es mir übel nehmen oder nicht, es ist buchstäblich wahr, daß Sie mir sehr gut gefallen, — außerordentlich, merkwürdig, und je mehr ich Sie ansehe, desto mehr gefallen Sie mir! Sie haben so etwas Frisches, Natürliches, Gesundes! Dieser Appetit, diese weißen Zähne! Eine junge Dame in Ihrem Alter, die auf der Straßenseite steht, so etwas findet man gar nicht mehr! Das ist unerblicklich, das ist unwürdig! Da sagt man sich: Hier ist eine große starke unverbundene Natur, die nur geweckt zu werden braucht, etwas Beglückendes, Befriedigendes! Nehmen Sie nie Langstunde, mein Fräulein!

Hannchen.

Was wollen Sie denn eigentlich von mir?

Klät.

Was ich will? Das ist ja eben das Verhängnis. Ich weiß es nicht. Denn ich fühle, wie unaussprechlich lächerlich ich sein würde, wenn ich Ihnen im Ernst sagen wollte, daß . . . — es wäre wirklich zu lächerlich! — aber ich möchte vor allen Dingen, daß Sie nicht fortgingen. Bleiben Sie noch ein paar Minuten! Soll ich Ihnen meine Jugendgeschichte erzählen?

Hannchen.

Ich bin nicht neugierig.

Klät.

Dann erzählen Sie mir die Ihrige, bitte!

Hannchen.

Jetzt gehe ich aber wirklich!

Klät.

Mein Fräulein! Noch ein Wort! Haben Sie jemals über die Bestimmung des Weibes nachgedacht?

Hannchen.

Adieu, Herr Klät! Der Scherz hat lange genug gedauert.

Klät.

Mein Fräulein! Lieben Sie den Frühling? (Hannchen nähert sich wachsendem Altmännchen der Thür.) Haben Sie Rommehnd römische Geschichte gelesen? Haben Sie? . . . (Hannchen lächelt lachend die Thür.) Sie lacht mich aus! — So dumm bin ich mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Nun möchte ich bloß wissen, weshalb sie mir so gefällt! Sie hat nichts, was auffallend wäre. Sie ist nicht gerade blendend schön, aber recht lieblich; d. h. sie ist doch außerordentlich lieblich. Sie hat so etwas Freundliches, Reines! Hoffentlich hat die Wohnung nur einen Ausgang. Ich warte.

(Er rückt den Stuhl an die Thür und legt 74.)

Achter Auftritt.

Klät. Julius.

Julius (eintretend).

A: An der Straßenseite bin ich wieder umgelehrt. (Klät erwidert.) Den hatte ich ganz vergessen. Er wird mich schön auslachen. Ich rühmte ihm das Glück mit meiner Frau. Er hat sie unter recht freundlichen Bedingungen kennen gelernt. (An Klät herantretend.) Nun! Was sagst Du dazu? Hast Du sie gesehen?

Klät.

Gott sei Dank!

Julius.

Und wie findest Du sie?

Klät.

Entzückend! Ich weiß selbst nicht, weshalb, und zerbreche mir den Kopf, um das Problem zu lösen. Aber sie ist schön.

Julius.

Und Du billigst ihren Trost?

Klät.

Das ist ja eben das Weibliche.

Julius.

Um einer solchen Kinderei willen!

Klät.

Mein Lieber! Sprich nicht in diesem Tone! Ich betrachte mich als ihren Ritter.

Julius.

Du Dich? Lieber Freund Klät! Ich bin heute nicht aufgelegt, Deine Possen mit anzuhören.

Klät.

Und ich bin nicht aufgelegt, zu dulden, daß man in geringschätziger Weise über eine Person spricht, die bei ihrem ersten Erscheinen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, die ich verehere, die ich liebe!

Julius.

Du warst sonst geistvoller. Daß das sein, Klüg, ich bitte Dich! (Nach einer Pause.) War sie niedergeschlagen?

Klüg.

Gott bewahre! Fröhlich wie ein Sperling.

Julius.

Sie hat nicht geweint?

Klüg.

Wie sollte sie dazu kommen? Sie war in der allerheitersten Laune und hat gelacht über die einfachsten Scherze, die ich mir erlaubt habe.

Julius.

Du hast Dir Scherze erlaubt?

Klüg.

Das geht Dich doch nichts an!

Julius.

Das geht mich so viel an, daß ich auf der Stelle eine ernsthafte Auskunft verlange.

Klüg.

Werde nicht komisch!

Julius.

Klüg, die Sache muß ein Ende nehmen. Ich frage Dich jetzt zum letzten Male: Hast Du mir die Wahrheit gesagt? Hat sie wirklich über Deine Scherze gelacht? Klüg, sage die Wahrheit! Hast Du ihr den Hof gemacht?

Klüg.

So energisch es bei einer ersten Begegnung möglich ist; aber leider ist nicht viel daraus geworden.

Julius.

Du siehst, ich bin ruhig; ich will mich mähsigen; aber ich muß die Wahrheit erfahren, die volle Wahrheit, so schmerzlich sie ist. Wann hat sie Dich verlassen?

Klüg.

Unmittelbar ehe Du eintratest.

Julius (zu sich).

Sie kennt meinen Schritt. (Cont.) Und wirklich keine Thräne? Hat sie gar nicht von mir gesprochen?

Klüg.

Dazu haben wir keine Zeit gehabt.

Julius.

Und sie hat Deine Fabeln ruhig mit angehört?

Klüg.

Fabeln? Erlaube einmal, Du bist nicht höflich! — Ich war sehr nett. Ich konnte ihr freilich nur sagen, was man in der Befangenheit' des ersten Zusammenkommens zu sagen pflegt. Sie wollte zunächst fliehen; aber ich beschwor sie, doch eine Minute zu bleiben. Ich versicherte

sie meiner unbeschränkten Verehrung. Und wie ich vorausgesehen hatte, das schlug ein, sie blieb. Als ich ihr nun gegenüber stand, überlegte ich mir, daß ich ihr doch eigentlich etwas sagen müßte; da fiel mir wieder einmal nichts ein, denn ich hatte nur den unbestimmten Drang, mit dieser himmlischen kleinen Person zusammenzubleiben, ihr in die lieben Augen zu schauen, und wo möglich ihre kleinen Händchen zu brücken.

Julius.

Von wem sprichst Du denn eigentlich?

Klüg.

Run! Von der holden Unbekannten, der ich nachgelaufen bin, die ich wieder getroffen habe, und die mir verziehen hat.

Julius.

Was? Sie hat Dir verziehen?

Klüg.

Anfangs sträubte sie sich; ich redete aber so herzgewinnend, so liebenswürdig, daß sie schließlich unter Lächeln, — und? Du hättest es sehen sollen, dieses Lächeln, — mir ihr Verzeihen schenkte.

Julius.

Diese Sprache dulde ich selbst in Späße nicht! Ich gebiete Dir Schweigen! Ich kann es auf keinen Fall zugeben, daß von meiner Frau in dieser unziemlichen Weise gesprochen wird.

Klüg.

Schade um ihn! Welch edler! Weist ich hier gerührt! — Was willst Du denn eigentlich mit Deiner Frau? Was hat denn die bei der Sache zu thun?

Julius.

Sagtest Du nicht, daß Du die Unbekannte wieder gefunden hättest?

Klüg.

Run ja, hier, in Deiner Wohnung!

Julius.

Das ist meine Frau.

Klüg.

Wieviel Frauen hast Du denn?

Julius.

Sie hat es mir ja selbst gesagt, daß Du ihr heute Vormittag gefolgt bist!

Klüg.

Ach, heute Vormittag! Ja, lieber Freund, das ist ja die holde Unbekannte nicht. Es ist richtig, ich bin heute Vormittag einer Dame gefolgt, wie ich seit acht Tagen jeder Dame folge, in der Hoffnung sie wiederzusehen.

Julius.

Ach so!

Neuer Austritt.

Die Vorigen, Hannchen, Auguste, Martha.

Kätz.

Da ist sie ja!

Martha (nach den Ofen blickend).

Er hat die Thür geschlossen, er hat kein Unrecht eingesehen! (Sie geht auf ihn zu und gibt ihm die Hand.) Sprechen wir nicht mehr darüber, mein liebster Julius!

Julius (nach der Thür blickend).

Ach, sie hat die Thür geschlossen, sie hat ihr Unrecht eingesehen! (cont.) Die Sache ist abgemacht.

Auguste (auf Kätz zugehend).

Darf ich Sie fragen, mein Herr, mit welchem Rechte Sie mir neulich gefolgt sind?

Kätz.

Ich entfinne mich in der That nicht . . .

Auguste (ihn wüthend anblickend).

Kennen Sie diesen Blick?

Kätz (wütend).

Jawohl, meine Gnädige, ich habe bereits das Vergnügen gehabt.

Martha.

Wollen Sie mir gefälligst sagen, weshalb Sie mich heute Vormittag wider meinen Willen begleitet haben?

Kätz (verlegen).

Wider Ihren Willen? — Das kam eben daher, daß Sie damit nicht einverstanden waren.

Hannchen (zu Kätz).

Sie sind aber nett! Dürfte ich meinerseits fragen . . .

Kätz.

Weshalb ich Ihnen nachgelaufen bin? Um Sie zu erreichen! Sie dürfen fragen.

Hannchen.

Um mich zu erreichen, folgen Sie meines Schwester und sogar meiner Lante?

Auguste.

Sogar!

Kätz.

Mein Fräulein! Das war die Stimme der Natur; ich erkannte in den Ihrigen sofort einen gewissen Familiengug. Und kurz und gut! Sie sehen ja, mein Instinkt hat mich richtig geleitet.

Hannchen.

Mit Ihnen will ich Nichts zu thun haben. Sie sind viel zu leichtsinnig. Sie interessieren sich für alle weiblichen Wesen.

Kätz.

Dieses Bedenken hat noch keine Heirath verhindert. Aber ich schwöre Ihnen, . . .

Julius.

Warte nur noch ein bißchen!

Hannchen (an die Ofenthür gehend).

Jetzt wird er wohl gar sein!

Julius.

Was machst Du denn da?

Hannchen.

Ich habe mir einen Apfel gebraten.

(Julius und Martha sehen sich bedeutungsvoll an und blicken in verzweifelter Lust aus.)

Martha.

Ach der Zankapfel! Jetzt begreife ich.

Kätz.

(Hannchen beißt in den Apfel.)

Dieser Appetit! Es ist bewundernswürdig! Wahrhaftig, mein Fräulein, ich liebe Sie! — Bitte, lassen Sie mich einmal abbissen!

Hannchen.

Da!

(Der Vorhang fällt.)

Gedichte.

Dithyrambe.

Laß uns toll durch's Leben jagen,
Nicht entbehren, nicht entzagen,
Nicht nur nippen
Mit den Lippen

An der Freude largem Becher, —
Rein, laß uns wie durst'ge Jecher
Schlürfen rash in ganzen Bügen
Aus der Wonne vollen Krügen!

Nur dem Heute, nie dem Morgen
Setze unser ganzes Sorgen,
Und der Wonne,
Die verkommen,

Hold Gedächtniß soll uns lehren,
Daß für unser Lustbegehren
Immer neue Blumen spritzen,
Immer neue Quallen riesen.

Laß uns niemals bang ertöden,
Daß im Raß allein der Segen,
Nie durch Denken
Uns beschränken,
Sondern in bacchant'ischen Freuden
Un're junge Kraft vergeuden,
Küssen, bis die Lippen bluten,
Und vergeh'n in Liebesgluten!

So, in Meteorentweife,
Wollen uns're Flammengleife
Wir durch's Leben
Leuchtend weben!

Und der Tod mit seinen Schrecken
Soll uns keine Furcht ertöden:
Lustvereint im letzten Kusse
Winken wir ihm selbst zum Grusse.

Osar Welles.

Camöens.

Camöens, der Mufen Liebling,
Lag erkrankt im Hospitale.
In derselben armen Kammer
Lag ein Schüler aus Coimbra,
Ihm die Schmerzentage kürend,
Anerkündplich, mit Geplauder.

„Edler Herr und hocherlauchter
Dichter,“ frag er einst den Alten,
„Was sie melden, ist es Wahrheit?
Daß gescheitert eines Tages
Am Gestad von Coromandel
Sei das undantbare Fahrzeug,
Das beehrt war, Euch zu tragen?
Daß Ihr, kämpfend in der Brandung,
Mit der Rechten lähn gerudert,
Noch in ausgestreckter Linken,
Umverfehlet vom Wellenkurse,
Hieltet — noch war's unvollendet —
Eures ew'gen Liebes Handschrift?
Schwer wird solches mir zu glauben.“

Herr, auch mir, wenn ich verliebt bin,
Sind Apollo's Schweftern günstig;
Aber ging' es mir ans Leben,
Wahrlich meine schönsten Verse
Dieh' ich flattern mit dem Winde,
Meine beiden Arme brauch' ich! —
Nun, Ihr lächelt und ich merke,
Was das Volk erzählt, ist Fabel.“

Freundlich spricht der greise Dichter:
„Solches that ich, Freund, in Wahrheit,
Ringend auf dem Meer des Lebens.
Mit dem einen dieser Arme
Kämpf' ich um des Tages Nothdurft,
Wider Bosheit, Neid, Verleumdung —
Ohne Raß und ohne Ruhe.
Mit dem andern dieser Arme
Hielt ich über Tod und Abgrund
In des Sonnengottes Strahlen
Mein Gedicht, die Lusitaden,
Bis sie wurden, was sie bleiben.“

C. Ferd. Meyer.

Ein Itihāsa.¹⁾

Ein Rishi²⁾ saß in Patra
Auf einem Dirghasatra,³⁾
Und seine Schüler um ihn her,
Zwar hager, doch gedankenschwer,
Empfingen seine Lehre
Wie Perlen aus dem Meere.

Er sprach: „Dem Welteneie
Entquellen nach der Reihe
Die großen Götter allzumal,
Die Elemente fünf an Zahl,
Der Himmel und die Erde,
Der Thiere bunte Heerde.

Zu füllen aus den Rahmen
Der Schöpfung trieb es Brahmen;
Sein Haupt gebar die Priesterschaft,
Sein Armeepaar die Königskraft,
Und seinen Untergliedern
Entstammten alle Niedern.

Das Opfer kam, die Ehren
Des Glorus zu vermehren;
Der Gott, zufrieden mit dem Rauch,
Das fromme Werk nach etw'gem Brauch
Vollkommen auszuführen,
Gab Fleisch ihm und Gebühren.

Drum sollen alle Stände
Anstrengen Kopf und Hände,
Dem Erstgebornen emsiglich
Dienstfertig zu erweisen sich,
Dann wird durch unsern Segen
Der Himmel stets sie hegen.“

So unterwies in Patra
Auf einem Dirghasatra
Der Rishi Daityahatama,
Und alle Schüler saßen da
Aufsichtig seine Lehre
Wie Perlen aus dem Meere.

Und soll ich schlichten Leuten
Den Sinn der Fabel deuten?
Die Geier hammeln sich zum Fraß,
Wo Schmachhaft liegt und lockt das Aas;
Hochheilig sind Propheten, —
Im Amte lernt man beten.

Ch. Aufreht.

¹⁾ Itihāsa, eine Sage; Rishi, ein Seher; Dirghasatra, eine lange Sitzung, ist ein mehrerhöfentliches Opferfest.

J. W. G.

J. W. G.

Das war in Kamath Zebi
Nach schimpflicher Sklaverei,
Da sprengte der Manotte
Die Fesseln der Tyrannei;

Die Fesseln, künstlich geschmiebet
Von fremder Heppigkeit,
Die er und sein Volk getragen
Langwierige schwere Zeit.

Er hob mit schwingvollen Händen
Einen Eselsbuden auf
Und schlug an Schultern und Lenden
Der heulenden Feinde Hauf.

Da lagen ein Tausend Philister,
Und niemand bedauerte sie,
Ein jugendlich blühendes Leben
Erlebte die Pedanterie.

Doch kämen Philister und Gecken
Noch heutigen Tages zu Licht —
Sie dürften sich furchlos reden:
Ein Simson hörte sie nicht.

Ch. Aufreht.

Die deutsche Dichterin.

Von Johannes Scherr.

Unsere Herren „Realpolitiker“ haben sich, auf der schiefen Fläche der Unbequemungspraxis lautbergnügt abwärts rutschend, jejuner glücklich zu Opportunitätschwärmern verfasert. Mit den Zauberformeln „Opportun“ oder „Inopportun“ weiß die Allerweltliche Charakterlosigkeit alles auszugleichen, alles zurechtzulegen, alles glattzustrichen, d. h. sie thut so, als wäre alles ausgeglichen, zurechtgelegt und glattgestrichen. Halb- und Dreivierteltalente schießen überall auf, massenhaft wie Pilze und gerade so gehaltvoll. Nur an Männern beginnt es mehr und mehr zu fehlen. Aber wozu brauchen wir Männer? Sie würden sich ja doch nur als „Principienreiter“ lächerlich machen — weg damit! Man muß seine Ueberzeugungen — was sag' ich? dummes Wort! — seine „Velleitäten“ genau auf den hochofficiösen Ton zu stimmen wissen, man muß vor jedem momentanen Erfolg mit Grazie zu byzantinern verstehen, um für einen richtigen Deutschen und patentirten Patrioten vom „strammen“ Reichsnormalmaß zu gelten.

Ja, die unfehlbare Opportunitätspolitik ist nunmehr in das bekannte nationalfervile System gebracht, wofür ja auch unter der studirenden Jugend nicht ohne Erfolg gewirbelt und geworben wird. Die junge Generation wächst heran unter der Einwirkung einer plattbanaufschischen Stimmung, um nicht zu sagen unter dem Druck einer gemeinen Berechnung, daß ewige Grundsätze über flüchtigen Zeiterscheinungen vergessen werden dürften, ja sogar müßten. Der richtige Liberalismus sei, jeden gerade in den höheren und höchsten Regionen streichenden Wind für direct aus dem großen Orient der Staatsweisheit kommend auszugeben, und der wahre Patriotismus bestehe darin, aus der eigenen Person möglichst viel zu machen. Denn —

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.*

In der Literatur vollends ist seit Heine's Spottorakel: „Kein Talent, doch ein Charakter“ — das Lumpenthum obenauß gekommen. Und doch könnte ein nicht auf der Schwindelhöhe der Gegenwart stehender Mann sich versucht fühlen, die „inopportune“ Frage aufzuwerfen, ob wohl derselbe Heine, auf dessen Autorität schon so viele Literatur-Lumpen stillschweigend sich berufen und gestützt haben, nicht ganz anders, nicht viel bedeutender in unserer Culturgeschichte dastände, als er dasteht, falls mit seinem Genie auch Charakter sich verbunden hätte? Was machte und macht den Friedrich Schiller zum wirksamsten und geliebtesten Dichter und Seher seines Volkes? Das Gewissen, welches, wie die Frau von Staël treffend und schön bemerkt hat, seine Muse gewesen ist. Woran sind die Romantiker, denen es doch an Talent wahrlich nicht gefehlt hat, so jämmerlich gescheitert und so elend zu Grunde gegangen? An ihrer Charakterlosigkeit. Die literarische Lumpokratie kann für eine Weile Spektakel machen und, alle Trommeln und Trompeten der schamlofefen Reclame schlagend

und blasend, den Markt beherrschen; aber nach kurzer Herrlichkeit verschwindet sie für immer in der literargehichtlichen Lumpenkammer. Kein großer Denker, Dichter, Künstler ist ein Lump gewesen. Groß zu fühlen, zu denken, zu schaffen, ist nur auf breiter und fester Charakterbasis möglich. Und auch für jene Region der Hervorbringung, welche nicht zur Aetzhöhe hinanreicht, gilt das. Woraus erklärt sich der nachhaltige Einfluß Platens? Daraus, daß aus dem blanken Marmor seiner Verse ein ganzer Mann, ein edler Charakter athmet. Charakter und Talent verhalten sich zu einander wie Gehalt und Form: zwei aufsteigende Flammen sind es, die in eine zusammenlodern, um auf ihrer Spitze den großen Gedanken, das seelenvoll-formschöne Lied, die muthige That zu tragen.

So soll es sein und dieses harmonische Zusammenstimmen der intellektuellen und sittlichen Anlagen hat uns Deutschen, wenn nicht eine große, doch eine wirkliche, eine echte Dichterin gegeben: Annette von Droste-Hülshof.

Eine echte Dichterin, ja! Neben der deutschen kann nur eine Literatur noch einer ebenbürtigen Poetin sich rühmen: die englische in der Person ihrer Felicia Hemans. Natürlich will ich hierbei den Begriff „Dichterin“ im strengsten Sinne genommen, d. h. auf die dichterische Thätigkeit in metrischer Form beschränkt wissen.

Und was machte Annette von Droste zu einer rechten Dichterin? Der vollkommene Einflang, nein, das Einssein von Intellekt und Charakter. Anschauung und Gefühl, Phantasie und Gedanke, Geist und Form — alles war bei ihr aus einem Guß. Ihr Leben wie ihr Dichten, ihr Dichterleben war von einer Wahrhaftigkeit getragen, welche aus jeder ihrer Verszeilen spricht und der man in solcher Großheit nicht gerade häufig begegnet. Dieses zarte gebrechliche Weib trug ein starkes Herz in der Brust, und fest, bestimmt und deutlich wie ihre Anschauungen waren auch ihre Ueberzeugungen. Nichts schwankend und wankend in ihr, alles gediegen und klar.

Diese ihre Ganzheit und Wahrhaftigkeit fand die entsprechende formale Ausprägung in ihrem Stil voll Nerv und Mark. Von Seideglätte und Sahnesüßigkeit ist in ihren Versen nichts zu spüren, auch nichts von Mondschein, Empfindsamkeit und Thränenfeligkeit, wohl aber überall ein gesundes und starkes Gefühl, reiner und stählender Lufthauch wie von Berghöhen und aus Waldgründen und eine drastisch-plastische, eine wahrhaft gestaltungskmächtige Kraft der Diktion. Keine zweite Frau hat Rhythmus und Reim mit solcher Energie zu handhaben gewußt wie diese prächtige Westphalin. Man sehe nur, wie sie in ihren Gedichten „Die Jagd“ und „Die Krähen“ eine Fuchsheke im Moor und Tann und das Gemühl eines Reitertreffens gemalt hat. Welcher Realismus! Welche Naturwahrheit! Man erblickt den „über Kraut und Schmechlen kehenden“ Reineck leibhaftig, man sieht „die fallenden Reiter radschlagen von den Rossen“ und glaubt das Gelnische zu hören, womit „die Kanone juhr ihr Hien zu Brei.“ An Härten und Absonderlichkeiten fehlt es in der Sprache Annette's freilich nicht und die Satzverbindung ist mitunter bis zur Dunkelheit verschränkt, was alles Rudolf Rodt Veranlassung gab, in seinen übrigens allerliebsten „Gedichten in allerlei Humoren“ (1853) den Stil unserer Westphalin grausam zu persifliren*). Aber gerade in der Knappheit von Annette's Stil liegt häufig eine bedeutende Wirkung, und wer Sinn für das Malerische und Zieltreffende der Volkssprache hat, wird auch die westphälischen Provinzialismen, von welchen die Dichterin am passenden Orte Gebrauch macht, nicht vermiffen wollen. Hat sie doch dadurch ihren Landschaftsbildern von der rothen Erde eine ganz eigenthümliche Klangfarbe zu geben verstanden.

Eigenart und Ursprünglichkeit der Form verlangen aber, um haltbar, ausdauernd und wirksam zu sein, einen nicht gemeinen Inhalt. Entspricht die Seele von Annette's Dichten seinem Leib? Allerdings. Und welches ist das geistige Charaktermerkmal dieses Dichtens? Reichthum der Phantasie und Tiefe des Gemüths, sowie Energie des Gedankenwurfes innerhalb der Schranken edelster Weiblichkeit. Dieses „innerhalb“ unterstreich' ich doppelt. Annette ist keine Jungfer Zimperlich, sie geht geradaus

*) A. a. O. S. 60: „Droßliche Hülsemlätchen.“

und nennt die Dinge ohne weiteres mit ihren Namen. Sie ist nichts weniger als ein Thekeffelpoet nach neuester Mode. Sie beint ihre Empfindungen nicht aus und löcht ihre Worte nicht zu einem süßlichen Brei zusammen, um denselben alten Beschwestern einzufreicheln, die früher etwas anderes gewesen waren. Sie spricht frisch vom Herzen weg, aber dieses Herz war jungfräulich in seiner innersten Falte und nie hat eine reinere Hand auf dem Altar des Schönen die Opferflamme entzündet als die Annette's von Droste. Ihre Poesie ist Kraft im Dienste dessen, „was sich ziemt.“ Ihr männlicher Gedankenernst muthet uns doppelt an, weil er durchweg die Signatur einer Frauenseele ohne Falch und ohne Eitelkeit trägt. Aus der Fülle dieser weiten und lichten Frauenseele heraus hat sie in ihrem Juraj „An die Schriftstellerinnen Deutschlands und Frankreichs“ goldene Wahrheiten gesagt, eindringlich warnend, daß auch die Frau von Talent doch immer Weib bleibe, bleiben solle, bleiben dürfe. So eine Warnung klingt freilich übel in den Ohren der emancipirt laubertwelschenden, rauchenden, Inepiden, kurzum möglichst unweiblich und ekelhaft sich gebarenden Sansculotterie von heutzutage, für welche alles, was verständig und anständig, nur noch Philisterei und überwundener Standpunkt ist. Immerhin jedoch hat unsere Westphalin in einem ihrer zwei kleinen Finger mehr Geist, Wissen und Talent gehabt, als der gesammte emancipirte Auskebricht mitfammen aufzubringen vermag. Halbtalent und Halbbildung müssen Spektakel machen und auf dem Markte sich ausstellen, um die Beachtung zu finden, nach welcher ihre liebe Eitelkeit dürstet: das wirkliche Talent und die echte Bildung dagegen sind sich bewußt, daß sie die Aufmerksamkeit und die Hulldigung, das Lob und den Tadel des großen Haußens entbehren können und verachten dürfen. Das in sich gefaßte, edelbescheidene Wesen Annette's kannte die heutzutage mit der äußersten Schamlosigkeit betriebene Kunst der Reclame nicht einmal vom Hörensagen und gewiß hat sich selten mit solcher Befähigung, mit solcher Charakterstärke und mit so klarem Selbstbewußtsein eine solche Anspruchslosigkeit so innig verbunden wie in ihr. Auch dieses kennzeichnete die deutsche Frau und erhöhte den Werth der deutschen Dichterin.

Sie wurde auf dem Stammgut ihrer Familie, auf dem Hülschhof unweit Münster am 10. Januar 1797 geboren und hat, nachdem ihr Vater, Clemens August von Droste zu Hülschhof, im Jahre 1826 gestorben, mit ihrer Mutter das „Ruschhaus“, den Wittwenstiß des Geschlechtes, bezogen. Hier verbrachte sie in ländlicher Stille fortan den weitaus größeren Theil ihres Daseins. Hier lernte sie auch im Jahre 1830 der junge Levin Schüding kennen und verehren, welcher später das Lebensbild der dahingegangenen Freundin liebevoll gezeichnet hat*). Ihr Porträt hat Annette mit eigener Hand entworfen in einer leider nicht zu Ende geführten nobellistischen Arbeit, welche unter dem Titel „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ ein Bild von westphälischen Sitten und insbesondere von dem Leben auf einem Edelhofe der rothen Erde zu geben bestimmt war. Hier wird uns zuerst der junge Herr Everwin vorgeführt und dann seine Schwester, Fräulein Sophie. Jener ist eigentlich Annette's Bruder, diese Annette selber. Von jenem ist gesagt: „Reunzehn Jahre ist er alt und lang aufgeschossen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis in's Gehirn sehen zu können.“ Dann heißt es:

Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder auf's Haar, ist aber mit ihrem achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter, und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu fähte — ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage, und ebenso oft wieder fast das Gegentheil; ihre schlante, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwanzt; ihre nicht regelmäßigen, aber hohr geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Adeliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Scheere steigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas Gutmüthiges und fast peinlich Sittkames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Reizreiz giebt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung,

*) Annette von Droste. Ein Lebensbild von Levin Schüding. Hannover, 1862.

geistiger, so wie körperlicher, liegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kommt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergründung des Papa's geschieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher — mein Geschmac ist, ich gestehe es, ein im Opernhause mühsam eingelesener, dennoch meine ich, das Fräulein singt schön, — aber ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen. — aber dieses seltsame Mobuliren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tief traurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur einem gebornen Laien, wie mir, den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem Ton, besonders im Verhältnis zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause lößt ein leiser Husten sie an und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in rothen, kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todtangst dabei, und ich suche dem Besange oft vorzubrengen."

So stellte sich die Dichterin als junges Mädchen dar, nachdem ihre von Geburt an sehr zarte Körperlichkeit unter der Einwirkung sorgsam-mütterlicher Pflege und der Landluft einigermaßen sich gekräftigt hatte.

Es war eine altfränkisch-steife, hochkonservative, aber ehrenscheu Atmosphäre, in welcher Annette heranwuchs. So ein richtiger westphälischer Edelhof ist ja, von den Wogen des 19. Jahrhunderts kaum gestreift, noch in unsern Tagen ein lebendes Bild der „guten, alten, frommen Zeit“. Ich meine das hier nicht etwa nur im spöttischen Sinne, sondern auch im aufrichtigen anerkennenden. Neben vielen lächerlichen Junkereien und gemeinschädlichen Egoismen sind doch auch etliche der besten Eigenschaften und Tugenden unseres Volkes in solchen Häusern conservirt worden und die Luft, welche in denselben weht, kann, obzwar für unseren Geschmac mit viel zu viel Weibbrauch verfeht, immerhin noch als eine gesunde bezeichnet werden, verglichen mit den Miasmen, welche in den mit mehr oder weniger gestohlenen Millionen erbauten und eingerichteten Palästen der modernen Geldprozevi brüten. Es fehlte im väterlichen Hause auch nicht ein gewisses geistig-anregendes Element. Die Droste und die Harthausen — Annette's Mutter war eine Harthausen — standen mit dem Kreise der Fürstin Gallizin in Münster, also mit den Fürsternberg, Hemsterhuys, Hamann und Stolberg in Beziehung; weiterhin auch mit den Romantikern, mit den Boissées, Grimm, Brentano. Es wurde in der Familie viel gelesen, aber noch mehr musiziert. Aennchen genoß den Unterricht des Hauslehrers ihrer Brüder mit, auch im Latein und in der Mathematik. Geräumte Zeit litt die Kleine an einer ulerlosen Lesesucht, dazu gesellte sich ein frühzeitiger Sammlerfleiß, welcher, später methodisch geregelt, die Dichterin eine hübsche Sammlung von Münzen und Gemmen, Mineralien und Autographen zusammenbringen ließ. Diese Schätze hat sie dann in ihrem Gedicht „Ein Sommertagsstraum“ höchst originell-poetisch zu verwerthen gewußt.

Sie ging noch in Kinderschuhen, als sich der „afflatus divinus“ in ihr schon zu regen begann. Ebenso heimlich als idyllisch gab die Kleine dem Anhauche nach, denn die strenge Mutter wollte vom Verfemachen nichts wissen und auch später konnte Annette den Widerwillen und Widerstand der Familie gegen ihr Dichten — und vollends gegen ihr in die Oeffentlichkeit tretendes Dichten! — nur sehr allmählig besiegen. Idyllischer Natur aber war die erste Hervorbringung der Dichterin, indem sie einen jungen Fahn besang, und heimlich ging es dabei her, indem sie besagtes „Lied vom Hähnchen“ sorgsam in's Kleine schrieb, in Goldpapier einschlug und unter dem Firnisparren vom Versteit des väterlichen Schlosses verbarg. Welche Stadien der Entwicklung hatte Annette zurückzulegen von dem Tage dieses kindisch-schamhaften Versteckens ihres ersten Reimversuches bis zu dem Tage, wo sie, ihres „Berufes“ klar und sicher geworden, ausrief:

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?

Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
 Ich eingebrochen am Farnasse.
 So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
 Bei der Geburt bin ich geladen.
 Mein Recht, soweit der Himmel tagt,
 Und meine Nacht von Gottes Gnaden."

Warum die Dichterin unvermählt geblieben? Ich weiß es nicht. Ob sie nie geliebt hat? Doch! Wie hätte ein so voll und kräftig pulsirendes Frauenherz liebeslos bleiben können? Wir begegnen ja in Annette's Gedichten einem heißen Geständniß („Junge Liebe“) und einem innigen Sehnsuchtsklaus („Brennende Liebe“). Beide Mal hat zwar die Dichterin die Situation objectivirt, aber mag sie immerhin in der dritten Person von sich sprechen, aus diesen glühenden Zeilen spricht doch nur ihr eigenes Ich und Selbst. Die „junge Liebe“ muß das „schlanke Mädchen mit dem blonden Haar“ beschließen haben, als es „kaum fünfzehn Jahr“ alt war. Die „brennende Liebe“ loht von einer weiseren, tieferen, gewaltigeren Leidenschaft. Ich vermuthete, Schüding hätte uns darüber Bescheid geben können, so er gewollt. Gewiß ist nur, daß diese schlanke, blonde, blauäugige Tochter der rothen Erde in ihrer Mädchenstunde das Liebesfeuer barg, wie die Sommerwolke den Blitz birgt.

In Krankheit und krankhafte Schwermuth warf Annetten der Tod ihres geliebten Vaters und ihres noch geliebteren jüngeren Bruders. Der Arzt forderte eine Ortsveränderung und so lebte die Dichterin mehrere Winter in Köln und Bonn. Am letzteren Orte erhielt ihre Lernzeit den Abschluß, so zu sagen den letzten Schluß durch den Umgang mit zwei geistvollen und hochgebildeten Frauen: Johanna Schopenhauer, Mutter des Buddhisten Schopenhauer, und Sibylle Mertens-Schaffhausen. In den Kreisen dieser Damen kam sie nun auch den literarischen Strömungen und Strebungen von damals näher, lernte die Hervorbringungen der Früh- und Spätromantik genauer kennen und empfing die Wirkungen der Literaturtendenzen, wie sie in der sogenannten Restaurationszeit verworren genug durcheinandergingen. Vor allem hat Scott mächtig auf sie gewirkt, dann Irving, später Byron. Dieser ebenfalls tief, aber im Grunde doch mehr nur formell als substantiell. Wenn sie, die Frau, dem Einfluß eines Scott und Byron soweit zu widerstehen vermochte, daß sie ihre dichterische Eigenart unbeschädigt bewahrte — und sie vermochte es — so gibt das sicherlich einen sehr kräftigen Beweis für die Ursprünglichkeit ihrer Begabung ab.

Das stille Ruchshaus unweit Münster und die alte Meersburg am Bodensee, deren Burgherr, der Freiherr Joseph von Laßberg, den Germanisten als „der Meister Sepp von Eppishufen“ wohlbekannt, Annette's ältere Schwester im Jahre 1834 geheirathet hatte, waren die Stätten, wo weitaus die meisten der Dichtungen entstanden sind, welche wir von unserer Westphalin besitzen. Die westphälischen Haiden und Moore, sowie das schwäbische Meer, über dessen Spiegel die Ferner Tirols und Fjernen der Schweiz silbern herüberhimmeln, sind die landschaftlichen Hintergründe von Annette's Schöpfungen. Die Welt hat denselben anfänglich nur wenig oder gar keine Beachtung geschenkt. Als unsere Dichterin nach mühselig erlangter mütterlicher Erlaubniß im Jahre 1837 zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit hinaustrat („Gedichte von A. E. v. D. S.“ Münster 1837), mußte sie ihren Zeitgenossen als eine Fremde erscheinen, welche auch nur flüchtig anzusehen sich kaum der Mühe lohnte. Die Menschen glaubten ja damals noch an den alleinseligmachenden französischen Liberalismus, an die Julitrikolore, wie hätte ihnen eine Volksblutromantikerin von dichtendem Edelräulein Aufmerksamkeit oder gar Theilnahme abgewinnen können? Annette ließ sich das keineswegs verdrießen. Sie fuhr ruhig zu dichten fort, weil sie mußte, weil eben für den echten Poeten athmen und dichten dasselbe ist.

In ihrem alterthümlichen Thurmzimmer der von den Merovingern gegründeten Meersburg, allwo der Staufer Konradin hofgehalten, bevor er die unglückselige Heerfahrt gen Italien antrat, sind die reifsten Gedichte Annette's ausgedacht und ausgeführt worden. Sie hat ihre letzten Lebensjahre fast ausschließlich in der alten

Bischofsresidenz am Bodensee verbracht. Die sechserüber kommende reine Alpenluft that ihrer kranken Brust wohl. Sie war lebend und wurde immer lebender. Mit jener stillen Gieflastheit, zu welcher nur entweder eine tiefgläubig-hoffende oder aber eine tiefseftisch-resignirte Weltanschauung führen kann, trug sie ihr Loos. Der „Völkerfrühling“ von 1848 brachte ihr keine Lebensblüthen mehr, sondern nur neue Schmerzen. Auch seelische, denn sie konnte der ganzen Anlage ihrer Persönlichkeit zufolge in dem Märzsturm nur einen zerstörenden Orkan sehen. Am 24. Mai von 1848 nahm ein Herzschlag sie hinweg und auf dem Friedhofe zu Neersburg ruht ihr Sterbliche.

Es war ein geräuschloses deutsches Frauenleben, das da, kaum wahrgenommen von den Zeitgenossen, an uns vorübergegangen ist. Nichts Excentrisches und Sensationelles, keine gewaltigen Emotionen, Passionen, Eruptionen in diesem Lebenslauf, keine „liebenswürdige“ Sünde und kein „anbetungswürdiger“ Skandal. Kein Roman, wie ihn Aurora Dubevant mit dem schließlich schände von ihr verrathenen Alfred de Musset durchgespielt hat. Keine Ehetragödie, wie Felicia Hemans und Karoline Norton sie durchgelitten, und auch keine Bußkomödie, wie die Gräfin Gahn-Gahn nach langer Lärmjagd auf den „Rechten“ sie aufführte. Alles maßvoll, still, schlicht-vornehm. Das ganze Dasein ein Beweis, daß man nicht den Kreis eiteln, allzeit entweder schmerzlich oder lächerlich ausgehenden Versuch, Poesie leben zu wollen, anzustellen braucht, um ein Poet oder eine Poetin zu sein.

Der schriftliche Nachlaß Annette's zeigte, daß in ihren letzten Lebensjahren ihr Talent nicht gerastet, nachdem die reiche Sammlung ihrer Gedichte im Jahre 1844 (Stuttgart, Gotta) erschienen war und ihren Ruf begründet hatte. Ihr religiöser Viedererfluß „Das geistliche Jahr“ wurde bald nach dem Tode der Dichterin veröffentlicht, eine Nachlese von Gedichten und Skizzen unter dem Titel „Lezte Gaben“ im Jahre 1860 (Hannover, Rümpler). Ich kann nicht finden, daß in den hier gebotenen Gedichten ein Vorschritt bemerkbar wäre. Dagegen gebührt der Erzählung „Die Judenbuche“ als einer westphälischen Sittenschilderung von markigster Zeichnung aufrichtiges Lob. Was „Das geistliche Jahr“ angeht, so hat sich damit die katholische Dichterin in vielen und dankbaren katholischen Herzen ein katholisches Denkmal errichtet. Es ist auch ganz wahr, daß Annette in diesen Liedern mitunter Töne religiöser Erhabenheit gefunden hat, erschütternd wie der Klang der „Tuba mirum spargens sonum“ im Weltgerichtsliede des Thomas von Galano, und ebenso Gauche religiöser Innigkeit, wie sie im „Stabat mater“ des Jakobonus wehen. Aber man braucht doch wahrhaftig kein solcher Pfaffenkeind zu sein, wie ich einer bin*) um zu finden, daß ein ganzer Band voll Kirchenluft, Glockengläute, Orgelklang, Vitanei, Weihwassergesprihe und Weihrauchsqualm für einen modernen Menschen zu viel sei, viel zu viel.

Die Stellung unserer Dichterin in der deutschen Literatur beruht auf ihrer Gedichtesammlung von 1844, welche seither wiederholt neu aufgelegt worden ist.

Was ist es nun, wodurch diese Aristokratin, diese Katholikin, diese Vollblutromantikerin nicht allein auf naive Gemüther, sondern auch auf welterfahrene, enttäuschte und seftische wirkt und auch in Menschen von einer ihrer eigenen diametral entgegengesetzten Anschauung ästhetisches Wohlgefallen und herzliche Theilnahme zu wecken weiß? Nichts anderes als die schon oben von mir betonte Ganzheit und Wahrhaftigkeit unserer Dichterin. Man fühlt, hier hat man nichts Unempfundenes, Gemachtes, Er künsteltes vor sich, sondern eine Natur, nichts Gefpieltes, sondern Gelebtes, ein Dichten, welches nur der naturwahr-logische Ausdruck einer ganzen, vollen,

*) Aber brülleibe kein einseitiger! Heiden-, Juden- und Christenpfaffen sind mir gleich lieb und ich will meine Unparteilichkeit beweisen, indem ich hier gelegentlich in Erinnerung bringe, daß unser christlich-germanisches Kernwort: „Der Pfaffenhaß hat keinen Boden“ — sich schon beim hellenischen Heiden Sophokles findet, nur etwas höflicher ausgedrückt: „Τὸ μωτικὸν γὰρ πᾶν φιλαργυρὸν γένος.“ (Antigone 1040.)

eigenartig auf sich gestellten Persönlichkeit, kurzum die in Versen geschriebene Offenbarung eines Charakters gewesen ist. Wie Annette von Droste war, so dichtete sie. Das ist's, was dieses Weib thurnhoch über eine ganze Legion von Poetastern in Hofen stellt, welche wähen, sie dichteten, wenn sie sich selbst belügen und andere zu belügen versuchen.

Die Gaben Annette's waren weit entschiedener auf das Epische als auf das Lyrische gestellt. Daher ist ihr das eigentliche Lied nur selten oder gar nie gelungen. Ihr Gedankenernst war zu schwer, um von den Ferkhflügeln des Liebes getragen zu werden. Ihre Poesie hatte überhaupt viel mehr von der Malerei als von der Musik und wieder viel mehr von der niederländischen und spanischen Malerei als von der italischen und deutschen. Unter ihren Balladen und Romanzen finden sich echte Rembrandts, z. B. „Der Graf von Thal“, „Der Tod des Erzbischofs Engelbert“, „Die Stiftung Rappenberg's“. Andere bekrunden eindringlich die Fähigkeit Annette's, das Mystische, Unheimliche, Dämonische poetisch wirken zu lassen. So „Vorgeschichte“, „Der Graue“, „Das Fräulein von Rodenschild“, „Die Schwwestern“, „Der Mutter Wiederkehr“, „Die Vergeltung“, „Der Fundator“. Bei Annette entrollt sich die Handlung nicht in der ruhig- und klarschönen Romanzenweise Uhlands oder in der prächtig-feierlichen Schwabs, sondern in dramatischer Hast, und die Beleuchtung wechselt zwischen heißen Schlaglichtern und schroffen Schlagschatten. Die Ballade „Der Geierpflanz“ zeigt diese Eigenheiten vielleicht am deutlichsten auf. Daß unsere Dichterin vorzugsweise mit pathetischen Farben malte, und daß die Stoffe zu ihren Bildern nicht selten aus der „Rachseite“ des Daseins und der Geschichte geholt waren, entsprach ganz ihrem Wesen. Aber ein auszeichnendes Merkmal dieser Erscheinung war, daß Annette auch ein kräftig entwickeltes Organ für den Humor besaß, eine Himmelsgabe, deren sich bekanntlich Frauen nur selten, sehr selten erfreuen. In mehreren Gedichten spielt der Humor gar hellfarbig, z. B. in „Des alten Pfarrers Loblied“, „Die Wäherwäher“, „Leichnam und neue Kinderzucht“, dessen gegen die Resultate der „amerikanischen“, auch in Europa vielfach Mode gewordenen Erziehungsweise gerichtete Spitze meisterlich scharf und blank geschliffen ist. Ein Mahnwort von wahrhaft sibyllinischem Ernste hat die Dichterin „An die Weltverbesserer“ gerichtet und nur allzu richtig geschaut und empfunden war es, wenn sie ihre Elegie „Vor vierzig Jahren“ mit den Worten beschloß:

Wir höhnen oft und lachen der kaum vergangnen Zeit
Und in der Wüste machen wie Strauße wir uns breit.
Ist Wissen denn Bekhen? Ist denn Genießen Glanz?
Auch Eises-Weltcher blihen und Wafelstückenblid.
Ihr Geisse, die gekunten wie Kinder in die Brust,
Im lehten Hauche trunken von Lieb' und Aetherduft,
Ihr habt am Lebensbaume die reinste Frucht gepflögt,
In larger Spannen Raume ein Eden euch gehegt.
Kun aber sind die Zeiten, die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten und jede Ferne nah.
Wir wählten in den Schönen, wir schmettern in den Kampf,
Windbräuten gleich verlegen uns Geistesflug und Dampf,
Mit unsres Spottes Gerten zerhan'n wir, was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten zertrünnert das Jdeal;
Was wir daheim gelassen, das wird uns arm und klein,
Was Fremdes wir erlassen, wird in der Hand zu Stein.
Es moigt von End' zu Ende, es grüht im Fluge her,
Wir reichen uns die Hände — sie bleiben kalt und leer.
Nichts liebend, achtend Weniger wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Könige stel'n wir im Steppenreich.*

Annette hat unsere Literatur mit vier größeren Erzählungen in Versen bereichert, welche in dieser Reihenfolge von ihr geschaffen wurden: „Das Hospiz auf dem St. Bernhard“, „Des Krates Vermächtniß“, „Die Schlacht im Loener Bruch“, „Der Spiritus familiaris des Rostdäuscher's“.

Ich sagte, bereichert habe sie damit unsere Literatur. Denn gerade an Dichtungen dieser in der englischen Literatur so glanzvoll vertretenen Gattung ist die deutsche verhältnißmäßig arm. „Das Hospiz“ verräth noch deutlich den Einfluß vom Verfasser des „Marmion“ und der „Lady of the lake“ auf unsere Dichterin, während in „Des Arztes Vermächtniß“ ebenso unverkennbar der Einfluß vom Schöpfer des „Glauc“ und des „Lara“ bemerklich ist. Schücking hat übrigens richtig gesagt, daß Annette's Absicht gewesen, in dieser wilden Rhapsodie darzustellen, welchen ungeheuren Eindruck das Grausen einer Schreckensnacht auf das Gemüth eines phantasiereichen Schwächlings gemacht habe, einen Eindruck, der bis zum Tode währt und den Erzähler des furchtbaren Erlebnisses, eben den Arzt, zu einem zwischen Wahnsinn und Blödsinn schwankenden Seelenzustand herabgebracht hat. Dieses Schwanken ist in den Gang und Ton der Erzählung selbst mit virtuoser Kunst hingebildet. „Die Schlacht im Voener Bruch“, in welcher Tilly den Herzog Christian von Braunschweig, den „tolleu Halberstadt“, am 7. August von 1623 vernichtend schlug, muß als ein Originalwerk anerkannt werden. Das Gedicht darf sich lediglih zu dem Besten stellen, was im ganzen Umfange der Weltliteratur von Wehr und Waffen singt und sagt. Ganz vortreflich ist die Gegenüberstellung der beiden scharfgezeichneten und lebenswahr colorirten Hauptfiguren, des Halberstädters und des Gigagenerals. Auch kam der Dichterin zu Paß, daß sie hier auf der heimathlichen rothen Erde stand. Das Dämon der westphälischen Haide legt sich als ein passender Rahmen um das Gemälde des erbarmungslosen Mordkampfes. Und wiederum einen Vorschritt markirt „Der Spiritus familiaris des Koftäufhers“. In dieser poetischen Erzählung, welche für die beste unserer Literatur zu erklären ich kein Bedenken trage, hat Annette die Vollkraft ihres Stils gefunden. Die alte Legende vom „Galgenmännlein“ war aber auch ein wie für sie gemachter Stoff. In der Behandlung desselben konnten sich ihre Empfänglichkeit für das Dämonisch-Unheimliche und ihr gestaltungsmächtiger Realismus auf's glücklichste verbinden. Und so geschah es. Das ganze Gedicht ist von der ersten bis zur letzten Zeile mit unvergleichlichem Feuer durchgeführt, der psychologische Proceß von Schuld und Buße stimmungsvoll zur Anschauung gebracht. Mit besonderer Genialität ist auch das Landschaftliche behandelt und namentlich kontrastirt prachtvoll die Schilderung der winterlichen Mondnacht, in welcher der Läufer den Spiritus familiaris erwirbt, mit der in Hochsommerglut brütenden Waldesöde, durch welche der unglückliche Mann hiniret, um sich des höllischen Gesellen wieder zu entledigen.

Nun ist es aber überraschend, zu sehen, daß unsere Romantikerin dennoch nicht in der „mondbeglänzten Zaubernacht“ der Romantik ihr Bestes gesucht und gefunden hat, sondern vielmehr im modernen deutschen Alltagsleben. Dieses Beste ist nämlich fraglos ihr Gedicht „Die beschränkte Frau“, eine bürgerliche Romane, worin mit den allereinfachsten Mitteln die höchste Wirkung erreicht wird — zugleich nach meinem Gefühl das schönste Lob, welches dem deutschen Frauencharakter jemals gesendet worden. Dieses Gedicht, um dessen zwölf Strophen wir alle Faustisimen und Byronisimen der Madame Dudevant unbedenklich feil sind, muß den Namen Annette's von Drosse erhalten, so lange es eine deutsche Literatur gibt. Es ist ein wahres Juwel in dem dichterischen Haushalt unseres Volkes.

Und wie in den Atern der „Beschränkten Frau“ deutsches Herzblut kreist, so ist überhaupt die Deutschheit das Gesamtmerkmal unserer Dichterin. Etwas, viel vom Guten, vom Besten deutscher Rationalität lebte in ihr und dichtete aus ihr: Ehrfurchtsgefühl und Ueberzeugungstreue, Idealität und Verbollkommnungstrieb, Wahrheitsmuth und Anspruchslosigkeit, Begeisterung und Selbstbescheidung. Darum durfte ich sie die deutsche Dichterin nennen: nicht allein um ihres bislang von keiner zweiten erreichten Talentes, sondern auch um ihres Charakters willen. Ein Talent und ein Charakter! Es würde fürwahr dormalen mit unserer Literatur und mit noch vielem anderem besser bestellt sein, als es ist, falls man das Lumpenaxiom von der Unverträglichkeit dieser beiden Begriffe verachtungsvoll beiseite stellte. Das charakter-

lose Talent bringt es ja in allem und jedem höchstens zum Virtuositenthum, nie aber zur Künstlererschaft. Darum die Unzahl virtuositischer Gauller in der Gegenwart, dagegen wir nach einem Künstler-Schöpfer vergeblich ausblicken . . .

Während ich das Vorstehende schrieb, hat sich mir mehrmals die Frage aufgedrungen, wie wohl Annette, so sie noch lebte, die deutschen Dinge ansehen würde. Als Katholikin oder als Patriotin? Traurig genug fürwahr, daß man so fragen muß, weil die Kinder der Mutter Germania mit deutscher Gründlichkeit und Hartköpfigkeit in den alten albernern abscheulichen Zank um Messbuch und Bibel noch immer so verbissen sind, daß ihrer viele nur allzu große Reigung zeigen, diese Zankgegenstände über das Vaterland zu stellen. Ich bezweifle sehr, daß Annette, so sie das neue deutsche Reich erlebt hätte, sich jenen vaterlandsfeindlichen Demonstrationen von westphälischen Junkerinnen angeschlossen haben würde, welche ihrem Vonzengott zu dienen glaubten und ihren Katholicismus sehen lassen wollten, aber nur den Franzosen dienten und nichts sehen ließen als ihre Bornirtheit und Eitelkeit. So, wie unsere Dichterin war, deutsch in jedem Nerv, hochgeinnt und selbstlos, hätte sie, das ist mit Bestimmtheit anzunehmen, nicht zum Streite gerufen, sondern zum Frieden geredet, wie es einer Frau und wie es einer Poetin ziemt. Nicht zu einem faulen Frieden, sondern zu einer wahren und wirklichen Versöhnung der streitenden Brüder, angebahnt und vollzogen auf Grund der Einsicht und des Bekenntnisses, daß Deutschsein mehr ist und heißt als Katholisch- oder Lutherischsein, und daß es fürder nicht mehr für eine nationale Lebensfrage, sondern nur noch für eine persönliche Geschmacksache gelten soll, ob einer lieber in der Bibel oder lieber im Messbuch oder lieber in keinem der beiden Bücher lesen will.

Ja, unsere Dichterin würde zum Frieden gerathen und zur Versöhnung geredet haben. Hat sie doch ihr Lied, worin sie die Stammeseigenart ihres heimatlichen Westphalens verteidigte, wie im prophetischen Vorausblick auf die Kämpfe unserer Tage mit der schönen Mahnung beschlossen: —

Ja, jede Treue sei geehrt,
Der Eichenkranz von jedem Stamme;
Heilig die Blut auf jedem Herd,
Ob hier sie oder drüben flamme;
Dreimal gesegnet jedes Band,
Von der Natur zum Leh'n getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geschlagen!"

Ueber Kleist's „Prinzen Friedrich von Homburg“.

Von Hans von Wolzogen.

Am 18. Juni dieses Jahres war der zweihundertste Jahrestag der Schlacht bei Fehrbellin. Das war kein gewöhnliches Schlachtenjubiläum, wie es deren ja leider bei allen „civilisirten Völkern“ immer noch genug zu feiern gäbe: als ein leuchtendes Grenzmal bezeichnet dieser Sieg des großen Kurfürsten von Brandenburg den thätigen Beginn der eigentlichen Hohenzollernpolitik, die erst am nämlichen Tage, 196 Jahre später, am Tage der Friedensfeier des geeinigten Deutschlands, am 18. Juni 1871, unter dem Kaiserthum des greisen Urentfels aus dem Siegergeschlechte ihr Werk gekrönt sah.

Heinrich von Kleist hat uns ein Drama gebichtet, welches die gefeierte Schlacht selbst zur Darstellung bringt und die beiden Siegeshelden, den großen Kurfürsten und den Prinzen, persönlich verherrlicht. Dabei ist es mit nichts ein dramatisirtes Stück Historie oder gar nur ein spezifisches Festspiel, dessen Stoff allein jene Schlacht wäre. Eine allgemein menschliche Handlung, eine Liebesgeschichte, spielt sich in ihm ab, ohne daß doch wiederum die Schlacht nichts wäre als nur der Hintergrund, die zufällige Decoration, die theatralische Folie. Vielmehr ist die große historische Begebenheit eng verflochten in die menschliche Handlung als solche; diese ruht überall auf jener, aber jene ist zugleich ganz in diese ausgegangen. Das Resultat ist ein vollendetes Kunstwerk, ja, wie ich glaube nachweisen zu können, ein echtes und rechtes Lustspiel. Gedichtet aber ist es zudem aus dem reinsten, kräftigsten deutschen Geiste, ohne jede Spur gemachten, nur ausgetragenen oder hineingemipften Patriotismus. Kleist hat noch ein solches patriotisches Drama gebichtet, das in noch großartigeren Verhältnissen das jetzt erreichte Ziel der preussischen Politik, die deutsche Einheit feiert: die „Hermannschlacht“. Auch sie ist mir nur ein Lustspiel, eine historische Komödie im größten Stile. Unser genialster Dramatiker, unser deutscher Shakespeare, war allem Anschein nach zum Tragiker nicht geboren. Seine drei Tragödien: „Die Schiffsleute“, „Penthesilea“, „Robert Guiskard“ behandeln entweder unmögliche Stoffe oder verlaufen sich in Ungeheuerlichkeiten oder sind überhaupt gar nicht fertig geworden.

Ich suche seit Jahren vergeblich nach meinem lieben Prinzen auf den Repertoiren der deutschen Hofbühnen; am 18. Juni ist er meines Wissens nur auf dem Berliner Nationaltheater wieder hervorgesucht worden. So bitte ich denn wenigstens um Erlaubniß meinerseits, einen Nachtrag zur Fehrbellinfeier liefern zu dürfen, indem ich darauf hinweise, welch' eine vortreffliche Dichtung gerade dieser Kleist'sche „Homburg“ sei, und wie thöricht so mancher kritische Einwand gegen seinen poetischen oder theatralischen Werth. Unter derlei Einwänden erinnere ich mich vornehmlich zweier: der Held, sagt man, sei mondüchtig, ein mondüchtiger Held aber könne gar kein Held mehr sein; und: der Held, meint man, zeige sich in einer der wichtigsten Scenen als einen erbärmlichen Feigling, ein erbärmlicher Feigling aber sei erst recht kein Held. Dazu

kommt, daß man vielfach die ganze Handlung mißversteht, indem man nicht begreift, was der Kurfürst, von dem jene Handlung als solche abhängt und beschlossen wird, eigentlich wolle, treibe und erreiche. Man ist unklar über die Hauptcharaktere wie über den Stoff und findet sich mit dem schnellfertigen Urtheile ab: Kleist habe niemals ein Drama oder eine Novelle zu schreiben vermocht, ohne mindestens an Einem Punkte schwach zu werden. Solch' ein Punkt wäre also hier die berüchtigte Feigheitscene, während sich die Quelle dieses Schwachwerdens, die Krankhaftigkeit des Poeten selbst, in der Krankhaftigkeit seines mond süchtigen Helden ausdrücken soll. Ich setze voraus, daß alle Leser meiner Betrachtung das Stück genau kennen, ja, ich muß wünschen, daß sie es während der Lectüre zur Hand haben und nachlesen mögen. Nur unter dieser Bedingung kann ich mit Hoffnung auf einigen Erfolg meine Nachweisung jenen Einwänden zum Troste versuchen: daß Kleist's „Prinz von Homburg“ — eines der besten deutschen Lustspiele sei.

Die Eingangscene des Dramas, im nächtlichen Schloßgarten von Fehrbellin, ist in solch' einen jarten Mondschein duft romantischer Poesie getaucht, daß jeder Gedanke an ein hiermit etwa anhebendes historisches Schauspiel ferne bleiben muß. Wir finden uns eben ganz im Wunderbanne reiner Dichtung, und selbst die trocken militärischen Anfangsworte Hohenzollerns können uns diesen Zauberkreis nicht stören. Der Prinz, der halb wachend, halb schlafend beschäftigt ist, sich, ganz ein träumender Held, „der eignen Nachwelt gleich, den prächtigen Kranz des Ruhmes einzuwinden“, hat es, zugleich sehr wenig ein pünktlich gehorsamer Soldat — verschlafen, mit seiner Reiterei dem Befehle gemäß „dem Wrangel wiederum entgegen bis an die Haafelberge vorzurücken“. Hohenzollern hält es für seine Pflicht, vor dem Kurfürsten diese Veräumniß seines Freundes als die Folge einer Krankhaftigkeit, als „eine bloße Unart seines Geistes“ zu entschuldigen. Der Kurfürst kennt aber seinen jungen Helden besser als der gutmüthige Freund. Er läßt sich nicht mit der Annahme einer Krankhaftigkeit abfinden, die ihm, wie gewissen Kritikern, seinen Helden gerade in recht fragwürdiger Gestalt mätkte erscheinen lassen. Er „hat es nie glauben wollen“, daß jene jüngst am Rhein durch Homburgs Uebereifer ihm verschertzen Siege, wie jetzt auch die durch seine träge Träumerei veräumte Pflichterfüllung in nichts als in einem physischen Uebel ihre Ursache haben. Das „Märchen“ bleibt ihm auch jetzt noch ein solches; er muß ihn näher betrachten, um klarer zu sehen, was er von dem seltsamen Jünglinge in Wahrheit zu halten habe. Er sieht ihn einen Vorber winden und ruft lächelnd: „Was gilt's, ich weiß, was dieses jungen Thoren Brust bewegt!“ Hohenzollern ist wieder rasch bei der Hand mit der nächstliegenden Deutung: „Ei — was? Die Schlacht von morgen!“ Daß der Krieger von nichts träume als von seinem kriegerischen Ruhme, das dünkt dem Freund gerade das ihn Empfehlendste in dieser immerhin mißlichen Situation. Aber der Kurfürst — schweigt. Er weiß auch hier besser Bescheid, ob er gleich noch zu prüfen hat, inwiefern er das Rechte geahnt oder sich etwa dennoch getäuscht. Indem er Natalien den Kranz gibt, indem sie ihn dem Träumenden auf's Haupt drücken muß, spricht er zugleich seine Parole für das ganze Stück aus: „Bei Gott, ich muß doch seh'n, wie weit er's treibt!“ Dies ist des Kurfürsten alleinige Absicht: zu sehen, wie weit Homburg seiner ganzen Natur und seinen ihm am Lebhaftesten bewegenden Empfindungen gemäß es sowohl mit seiner Träumerei wie mit seinem Eifer treiben werde. Denn dieses „Treiben“ ist es eben, was den väterlichen Fürsten beunruhigt und worüber er beruhigt sein möchte, worüber er aber niemals beruhigt werden könnte, wenn in der That Alles nur Folge eines kläglichen Somnambulismus wäre. Da verüth der Prinz seine geheimste Empfindung: der Held tritt beinahe zurück vor dem Liebenden, wenngleich der Liebende selbst noch ganz als Held empfunden. Geliebte und Siegesgöttin verschmelzen ihm in Nataliens Gestalt, und er wähnt den Kranz des Ruhmes aus der Hand der Liebe zu empfangen. Seine Ahnung steht der scharfblickende Fürst dadurch nur bestätigt; denn er verliert kein Wort des Erstaunens über Homburg's enthusiastische Traum-Außerungen, die alle Anderen

überraschen und erschrecken. Homburg liebt Katalien. Die ganze Scene ist hiermit als Liebescene, ja, das ganze Drama von vornherein als Liebesdrama bezeichnet. Der Kurfürst, dem das feuerreiche Heldenthum, die begeisterte Ruhmesbegierde des Prinzen nicht anders als innig wohlgefallen kann, weshalb er ihm jene beiden am Rheine versicherten Siege so leicht und straflos nachgesehen, er kann es nicht so leicht nehmen mit dieser gefährlich eng in die Ruhmesvorstellung verwobenen heftigen Liebesempfindung. Er kennt die sentimentalisch-affective Anlage des Jünglings, deren Folge allein auch jene Traumseligkeit des Nachtwunders ist. Nicht der Somnambulismus als solcher ängstigt ihn, der gegenüber Dem, was Homburg in solchem Zustande als den eigentlichen Quell seiner unnatürlichen Erregtheit verathen, ganz nebenächlich erscheint. Wird nicht die also anregende Liebe in der Brust des überall so lebhaft empfindenden, so leicht bewegten und fortgerissenen jungen Helden ihm noch üblere Streiche spielen als das Wandeln Nachts im Parke? Wird überhaupt der Liebende, so sehr sich ihm die beiden Empfindungen verschmolzen, noch ganz und frei der Held sein können, den der Kurfürst liebt, oder wird er sich nicht vielmehr selbst darüber verlieren und sei es träumerisch träge, wie heute, oder sei es unbesonnen tollfüh, wie morgen, größere Pflichten versäumen als die persönliche Führung der Reiterei zur rechten Stunde? Das sind die Sorgen in der Seele des Fürsten, der den Jüngling wie seinen Sohn, die Jungfrau als seine Tochter liebt und herzlich erfreut einen glücklichen Bund dieser beiden geliebten Menschen väterlich segnen würde. In Hinsicht darauf, ob er das dürfe, will er auch fernerhin noch sehen: „wie weit er's treibt“. Daß dies aber in der That Sorge und Absicht des Fürsten sei, das erhellt auf's Klarste aus der folgenden Handlung, wie es bereits angedeutet ist in seinem gänglichen Verstummen nach den verätherischen Ausrufen Homburgs: „Katalie, mein Mädchen, meine Braut!“ u. s. f. Wieder in's Schloß kehrend schickt er den offenerzigen Schläfer „in's Nichts zurück“; denn: „im Traum erringt man solche Dinge nicht!“ Jungfrau und Vorbeertranz g'ann er Keinem so gern und ganz als seinem Lieblinge; aber darauf kommt es an: ob der Prinz nun auch im wachen Leben stark und klar, als Mann und als Held, die Beiden werde zu erzingen vermögend sein. Diese ernste Prüfung will der Kurfürst nun gleich mit nächster Schlacht beginnen. Dem Hohenzollern und seinesgleichen stellt er sein ganzes nächtliches Benehmen nur als einen „Schertz“ dar, davon der Prinz nichts erfahren soll. Für sich selbst aber hat er damit die Erfahrung gewonnen: nicht der Somnambulismus mache ihm seinen Helden zum Kranken, sondern die gefährliche Vermengung der Ruhmesbegierde mit der Liebesleidenschaft könne den Liebling eben so gut erst wahrhaft zum Helden erheben als aber auch das Heldenthum, zu dem er geboren dünkt, ihm stören oder bereiteln. Der Somnambulismus ist nicht Ursache der Homburg'schen Seltsamkeiten, Schwächen und Fehler, sondern nur mit eine Folge seines charakteristischen Temperamentes als eines liebenden Schwärmers, der hoffnungsfreudig die ersten Frühlingsblüthen seines Heldenruhmes sich zum schönen Lebenskranze windet. Darf er lieben, dieser Schwärmer? Wird der Liebende seinen Kranz zu Ende winden können? Diese Fragen hat nun das ganze Lustspiel als eine echte Liebeskomödie zu beantworten, und die Fäden der dazu angeknüpften Intrigue meint der besorgte Kurfürst allein in seiner Hand zu haben. Wir werden sehen, ob er selber ganz ohne einen Schelmenstreich davon kommen wird, den ihm leicht der Geist der Komödie, beleidigt durch seine Einbildung, spielen könnte. Wir werden sehen, ob der Ernst, den er als Schertz darstellt, ihm nicht zuletzt ein gar so ernstes Gesicht machen möchte, daß der Ernsthafte selber dadurch zum Objecte des Scherzes, zum Opfer der Komödie würde.

Die beiden folgenden Scenen dieses ersten Actes, jede in ihrer Art wiederum ein vortreffliches poetisches Ganze, haben nur die Aufgabe, die Gefährlichkeit der Liebesleidenschaft für den Prinzen in ein noch helleres Licht zu setzen, wodurch zugleich auf seine stolze Schlussapostrophe an das Glück ein seltsames, mit dem Lustspielcharakter dieser Scenen eigenthümlich zusammenstimmendes Zwielicht fällt. Zu-

nächst weckt Hohenzollern den Freund und ergötzt sich in seiner gutmüthigen, etwas beschränkten Manier an dessen verworrener und verlegener Rückerinnerung des im Schlafe Erlebten. Diese aber steigert sich zuletzt zu so enthusiastischem Jubel über Rataliens glückverheißende Erscheinung, daß Hohenzollern jetzt auch, wie dem Kurfürsten, eine Ahnung des wahren Sachverhaltes aufhebt: „Ich glaube gar, der Thor — —“ doch Homburg unterbricht ihn — und der eigentliche Effect dieser spätgeborenen Schlaupöppigkeit Hohenzollerns kommt erst am Schlusse des Drama's wieder zu komischer Geltung. Das wichtigste Ding in dieser Scene ist der Handschuh, den Homburg nur im Traume von Rataliens Fingern gestreift zu haben wähnte und nun wirklich in seiner Hand findet. Der Rest des Gespräches dreht sich in scherzhafter Form um dies verwirklichte Stück des Traumbildes. Homburg freilich ist gar nicht scherzhaft zu Muth, und sehr bezeichnend kennt er in diesem Augenblicke seinen höheren Schwur, um Hohenzollerns neckischen Vermuthungen zu begegnen als den: „Bei meiner Liebe“. Ueber sein peinlichstes Bedenken, ob auch „der Kurfürst nichts wisse“, hilft ihm der Freund mit leichter Versicherung hinweg. Der Prinz fürchtet ganz richtig nichts mehr als des Fürsten Kenntniß von seinem Zustande, der ihn seine Pflicht versäumen ließ; und so legt er sich nun beruhigt auf's Lager, um in der Frühe des anderen Morgens den Plan der Schlacht zu erforschen, auf die er seine höchste Gelbthoffnung setzt. — Die prächtige Parolescene braucht nur gelesen zu werden: sie spricht für sich selber. Homburgs Zerkreuthheit während der militärischen Handlung, verursacht durch die Anwesenheit der Damen und durch den unglücklichen Handschuh in seinem Collet, entgeht dem stets beobachtenden Kurfürsten nicht. Auch Feldmarschall Dörfling wird ohne die Ursache zu kennen bedenklich und meint guten Grund zu dem Wunsche zu haben, noch vor dem Beginne des Treffens Kottwitz den Schlachtplan wiederholen zu können, dem der wunderliche junge General so wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Dieser begeistert sich nur ein einziges Mal scheinbar für das Kunstwerk Brandenburgischer Strategie: als er mit hellem Jubel merkt, daß es wirklich der Prinzessin Handschuh, der in seiner Hand geblieben, daß also auch wirklich die Prinzessin ihm den Kranz gereicht, als er ihr nun dafür den Handschuh wiederreichen kann, und als er darauf des Marschalls Wort triumphirend bedeutungsvoll wiederholt: „Dann wird er die Fanfare blasen lassen!“ Nach Beendigung der Parole wendet sich der Kurfürst zum ersten Male direct an Homburg, und mit der ganzen Liebenswürdigkeit seines Charakters verbindet er nachdrücklich strengen Ernst und beinahe scherzende Freundlichkeit, als er ihm mit Beziehung Ruhe empfiehlt für die nahe Schlacht. Aber Homburg achtet auch darauf wenig: wie ein Entrückter steht er da, und allein gelassen schüttet er im Schlafmonologe seine hochwogenden Empfindungen gesamt in ein begeistert brünstiges Gebet an des Schicksals Göttin, das beinahe schon den Ausdruck des Trostes trägt. So siegesgewiß, so stolz bewußt im Wonnegeföhle seines Liebesglückes stürzt der junge Held den ganzen Segen seines Schlachtenglückes vorgreifend „sich zu Häfen und wär' es auch siebenfach mit Eisenketten am schweb'schen Siegeswagen festgebunden!“

Der zweite Akt beginnt auf dem Schlachtfelde selbst mit jener theatralisch ebenso wirksamen wie dramatisch wichtigen Scene, welche Homburgs vorzeitiges Eingreifen in das Treffen zur Verfolgung des fliehenden Feindes gegen den fürstlichen Befehl beschließt. Jede Kleinigkeit ist hier von Bedeutung für das Verständniß des Ganzen. Kottwitz hat den Marschall nicht getroffen; daß er ihn vergeblich suchen müssen und Zeit verloren, wo Zeit am kostbarsten, das wurmt den alten Krieger und macht ihn verstimmt gegen „die Excellenz“. Um so herzlicher erfreut er sich am Prinzen „seinem Führer“, mit dessen jugendlich schwärmerischem Naturell er sich innerlich verwandt fühlt in seinen bei aller soldatischen Dürbheit doch so zart sinnigen und überall noch so jugendfrischen Empfindungen. Vom Prinzen erfahren wir ein scheinbar Nebenächliches: er ist mit dem Pferde gestürzt, doch die Sorge, daß es schwerere Folgen gehabt, wird durch seine eigene muntere Erscheinung sogleich auf's

Freundlichste widerlegt. Daß er aber vor Beginn des Treffens in eines Dörfleins abgelegener Kapelle zu stillem Gebete niederkniet und sich deshalb ein wenig verspätet, dieser fromme Zug gefällt dem braven Rottwitz wiederum äußerst wohl. „Das Werk, glaubt mir, das mit Gebet beginnt, das wird mit Heil und Ruhm und Sieg sich krönen!“ ruft er aus; und wieviel schöner, ernsther, heiliger dünkt dieses stille Gebet als jenes vorherige jubelnd stolze an das Schicksal. Auch Homburg faßt sein hohes Ziel mit allem Ernste auf, der dem danach Strebenden geizt; und weil er von diesem Tage ahnungsvoll die Erfüllung jedes seiner Wünsche erhofft, so hat er zuvor mit beruhigter Seele vor Gott sich hingeworfen, daß er seinen Segen dazu gebe, ohne welchen er selber sich machtlos fühlte mit all' seinen Wünschen und all' seinem Stolze. Er ist beruhigt, und in dieser gesammelten Stimmung befragt er Hohenzollern heimlich um den gestern unbeachteten Schlachtplan. Er kennt dessen Wichtigkeit, er will nichts thun was nicht geboten wäre, er will genau nach den Vorschriften seines Fürsten sich richten. Aber — während Hohenzollern das Diktirte wiederholt, reißt den Prinzen die Träumerei schon wieder ganz in jene Situation bei der Parole hinein, in welcher ihm der wunderliche Vorfall mit dem Handschuh das Wichtigste gewesen war. Die Liebe spielt dem Helden sofort ihren Streich; aber mitten darein fällt auch wiederum für den Helden der Weckruf durch den ersten Kanonenschuß der beginnenden Schlacht. Es bleibt keine Zeit zum Erwägen mehr: das Schicksal pocht an die Pforte und tritt mit beflügeltem Schritte ein. In jäher Eile, während die Schlacht sich mächtig entwickelt, orientirt sich der Prinz mit Feldherrenblick über den Stand der Dinge, der ihm unter seinen Träumen verborgen geblieben. Nun weiß er Bescheid, um was es sich handelt; und als die Reihen der Feinde wanken — fliehen, und Siegesgeschrei aus der Ferne schallt, und Siegesgeschrei um ihn her aufsaugt: da weiß er auch klar, was allein er zu thun hat, ob er gleich den Befehl nicht kennt. „Auf, Rottwitz, folgt mir!“ ruft er: „Auf, laß Fanfare blasen, folge mir!“ Er denkt nicht mehr an Heldenruhm und Liebe in diesem Augenblicke: er denkt nur daran, was jetzt dem Führer seiner Schaar als Brandenburgischem Krieger obliegt, um die Schlacht zu glorreichem Ende zu bringen. Rasch eingreifen, stürmisch verfolgen, gänzlich schlagen und vernichten: das ist die Parole, die er Rottwitzens redlicher Mahnung an die „Ordre“ begeistert entgegenhält. Er trifft die verwundbarste Stelle in des Allen rasch und warm empfindender Seele, wenn er ihn heftig fragt: „Ordre? Ei Rottwitz, reitest Du so langsam? Hast Du sie noch vom Herzen nicht empfangen?“ Nun kennt auch der graue Krieger kein Schwanken und Bedenken mehr: Das muß er seinem jungen General doch zeigen, daß auch er zu fühlen weiß, was einzig zu thun sei, wenn die Feinde fliehen, und man noch mähig im Winkel steht. „March, March, ihr Herrn! Trompeter, die Fanfare! Zum Kampf! Zum Kampf! Der Rottwitz ist dabei!“ Die untergebenen Officiere versuchen den überreichten Ausbruch noch zu hindern; und dabei ereignet sich ein bedeutamer Vorfall. Homburg erinnert einen gleich ihm Alzweirigen, welcher dem unbesonnenen Führer den Degen abzunehmen auffordert, in heftiger Entrüstung an die „zehn märkischen Gebote“, an das unbedingte Muß, wenn der Führer befiehlt; denn: „Ein Schurke, wer seinem General zur Schlacht nicht folgt!“ Den Fehler, den er soeben selbst begeht, den wirft er dem Anderen als schwerstes Vergehen vor; aber, wogegen er fehlt, das sind nur geschriebene Artikel; wogegen Jener fehlt und er nicht fehlen kann: das ist die Parole des Kriegerherzens, als welcher sie jubelnd nun Alle folgen, geführt von dem stürmischen jungen Helden, der seines Rechtes sicher die gute Sache fröhlich „auf seine Kappe nimmt!“ —

Die folgende Scene, deren poetische Glanzpunkte die beiden Erzählungen vom Tode und von der Errettung des Kurfürsten sind, ist auch als Ganzes ein dramatischer Glanzpunkt, indem darin Homburgs Ruhmeslust und Liebesleidenschaft in ihrer edelsten Form und zwar zugleich in ihrer harmonischsten Verbindung erscheinen. Es ist wie eine prophetische Garantie dafür, was der Kurfürst erst noch als Wdg-

lichkeit zu prüfen gewillt war. Man wähnt den Fürsten gefallen, und mit ihm fant auch für Natalien, die Geliebte, „die letzte Stütze nieder, die ihres Glückes Rebe aufrecht hielt“. Die Verlassene sehnt sich nach einem starken Arme, der sich ihr biete, sie durch die traurige Zukunft schützend hindurch zu leiten. Da kehrt Homburg aus der Schlacht zurück: nicht mehr nur der schwärmerische, glühende Liebhaber in der Mondscheinnacht, aber auch nicht mehr nur der über schnelle furchtlose Krieger in der Feldschlacht. Seine vorzeitig begonnene Verfolgung hatte ihren Charakter sofort verändert, als er den Kurfürsten fallen gesehen. Nun galt sein ganzer übermenschlicher Sturm auf das weichende Feindesheer nur noch der Rache an den Rüdern seines fürstlichen Herrn, seines geistigen Vaters. Um ihn zu rächen, darum, und nicht um eigenen Ruhm, hat er noch dem Todten den Sieg erfochten. So veredelt, so von aller etwaigen Fehle gereinigt hat er das Siegesfeld verlassen, um die verwaiste Geliebte zu finden, die er nun erst wahrhaft gewonnen hat, weil er nun ihr zum ersten Male wirklich fehlt. Er schlingt seinen Arm um ihren Leib und gesteht ihr leise und zart in der Stunde der Trauer, wie anders seine warme treue Liebe als in jener berausenden Stunde des Traumes. Und sieh: wie damals Siegesgöttin und Geliebte ihm seltsam in Eins verschmolzen schienen, so hat er jetzt mit Einem Male des Sieges und der Liebe Glück wirklich errungen. Doch nicht nur der Liebende, nicht nur der Bräutigam steht der glücklichen Trauernden zur Seite: er will ihr jetzt den Vater auch ersetzen, den sie im geliebten Fürsten verloren. Wieviel höheren Werth hat nun seine Liebe, so viel höheren, wie auch sein Heldenthum! Er liebt nicht nur für sich, nicht nur für sich begehrt er den Kranz des Ruhmes: er liebt um zu sorgen, zu helfen, zu erhalten; er will kämpfen um zu retten, zu schützen, zu vollbringen, was der Gestorbene gewünscht, gewollt, gewagt. Liebe und Heldenthum gelten mehr als der Person, sie gelten einem Höheren: einem anderen Menschenglücke und dem Schicksale eines ganzen Volkes. Ja, und er fühlt sich berufen zu dieser „Vollstreckung des letzten Willens“ seines Fürsten, der, er ihn am klarsten verstanden, am innigsten geliebt, dem mit dem Herrlichen sein Ideal des Menschen und des Helden in den Staub gesunken. Wie tief seine Verehrung vor diesem Ideale, das leuchtet nun gleich am hellsten auf, als die hochbeglückende Nachricht kommt: es lebe ja noch, es sei noch wirklich, es brauche Seiner Thaten nicht, Dank jener einen Liebesthat des edlen Froben. Wie innig verwandt fühlt er sich dem treuen Diener: „Wenn er zehn Leben hätte, könnt' er sie besser brauchen nicht als so:“ im Sterben für den Fürsten. Und dieses Loos dankt ihm das herrlichste in demselben Augenblicke, da er sich Sieger weiß in Schlacht und in Liebe. So hoch steht ihm, dem Helden und dem Liebenden, der Fürst und der Vater, der ihm nun auch zurückgegeben ist zusammen dem Lorbeerkranze des Ruhmes und der Hand der Geliebten. Bedeutsam, wenn auch hier fast wie eine Randglosse nur, klingt in diese erhobene Stimmung die Notiz: der schwedische Gesandte sei eingetroffen, der Kurfürst nach Berlin gegangen, Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes seien eingeleitet. Ihnen allen wird damit nur die beseligende Vorstellung des erkämpften Friedens gegeben, und in diesem Glücke verweigert die Fürstin dem Sieger in der Schlacht auch seine Bitte: er darf ihr auf der Fahrt nun endlich seinen Herzenswunsch bekennen. So folgt er den Frauen, der Sieg- und Friedenbringer, dem seine Ideale nicht gesunken, dem sie im schönsten Glanze erst jetzt erscheinen, der hoffnungsvoll Liebende, der reichbeglückte Mann, der da jubelnd aus dem dankbarsten Gefühle seiner Seele ausrufen kann: „O Casar Divus, die Leiter seh' ich an an deinen Stern!“ — Wir kommen nun zu der höchst wichtigen Schlussscene des zweiten Actes, in welcher der Kurfürst über denselben glücklichen Sieger in der Schlacht das entsetzlich harte Urtheil des Todes für ein verhältnismäßig leichtes Vergehen gegen die militärische Subordination ausspricht. Dies ist so wunderbar, so ganz und gar gegen den Charakter des edlen Fürsten, daß es unglaublich dünkt, es könne der ernste Ausdruck seiner eigensten Ueberzeugung sein. Hat er es nicht längst noch so leicht genommen mit den durch des Prinzen Eifer verscherten Sie-

gen? Hat er nicht mit so intimer Theilnahme sich um die wahre Ursache der unleugbaren Schwächen und Fehler Homburgs bekümmert? Hat er damit nicht gezeigt, wie vielen Werth er lege auf die Eigenthümlichkeit der Menschennatur, auf die Rechte ihrer bestimmenden Empfindungen, und wie er sich so gar nicht begnüge, mit dem kalt abstracten militärischen Befehle? Will er sich nicht bald darauf in demselben Momente, wo er das härteste Urtheil an einem ungehorsamen Jünglinge vollziehen soll, einem ergrauten Krieger gegenüber, der ihm seine Regimenten zur Rebellion verführt, so mild und klug „auf märk'sche Weise fassen“, d. h. ihn still an seinen Platz zurückbefehdern — um nicht „die Stadt aus ihrem Schlaf zu wecken“. Kann dieser Fürst in allem Ernste am Tage seines schönsten Sieges, durch den unbesohlenen Eifer höchster Leute selbst vom Tode gerettet, dem Jünglinge, dessen Schritte er bis hieher väterlich liebevoll gelenkt und bewacht, als er nun an ersten Ziele seiner rühmlichen Laufbahn steht, als er ihm den ersten Sieg erschoten, mit Einem jähen Streiche das ganze schöne, sonnige Leben rauben wollen: damit nur „dem Befehle gehorcht werde“? Soll dies die würdige Einleitung zu dem Tebeum sein, das er Gott darbringen will für das glänzende Glück dieses Tages? Hier muß eine besondere Absicht walten, ein Hintergedanke verborgen sein, den wir in jenem Verstummen des Fürsten in der ersten Scene zu suchen haben werden. Er will eben sehen, wie weit er's treibt; und er hat diese Prüfung beginnen wollen mit der verhängnißvollen Stunde der Schlacht. Da hat er erfahren, daß gerade Homburgs Schaar vorzeitig eingegriffen und dadurch den Sieg entschieden habe. Hierin erkennt er sofort Homburgs Art; ja, in Rücksicht auf diese konnte er nach dem vorher Beobachteten kaum etwas Anderes erwarten: und so bietet es ihm denn auch wirklich zugleich den allergünstigsten Anknüpfungspunkt für seine beabsichtigte Probe. Wie wird sich Homburg als der Liebende und als der Held zu fassen wissen, wenn er ihm gegenüber das bestehende Befehl mit aller Strenge aufrecht halten zu wollen sich den Anschein gäbe? In dieser Lage allerdings kann der Geprüfte auf das Evidenteste beweisen, inwiefern sein Charakter die gefährliche Vermischung jener beiden Eigenschaften werde ertragen können, inwiefern also der Kurfürst berechtigt sei, den gewünschten Liebesbund unbesorgt um des jungen Helben glückliche und ruhmvolle Zukunft segnen zu mögen. Aber doch wird ihm diese Prüfung seines Lieblings herzlich schwer. Er muß aufgethmet haben, als er erfährt, daß Homburg möglicher Weise gar nicht im Treffen gewesen, weil vor dem Beginne sein Pferd gestürzt und er dabei verwundet worden. Er weiß dies schon, ehe er sich nochmals genauer darnach erkundigt; denn auf die wichtige Bestätigung hat er jetzt nur noch ein kurzes „Gleichviel“. Als er nach Verkündigung des Urtheils gegen den vorschnellen Führer der Reiterei die Frage stellt: „Der Prinz von Homburg hat sie nicht geführt!“ da will er damit weder sagen: ich hoffe doch nicht — noch auch: ich weiß es recht gut. — Vielmehr ist dies wirklich eine ganz natürliche Zweifelfrage, hervorgerufen durch eben jene erste ungewisse Nachricht des Pferdesturzes. Er hat aber, seiner eben so natürlichen Ahnung des rechten Sachverhaltes entsprechend, seinen prüfenden Spruch bereits vor der heimlich erwünschten Bestätigung dessen, was seine Ahnung widerlegen sollte, unrücknehmbar ausgesprochen. Ist es nun dennoch Homburg gewesen, der gegen das Befehl geseht, so hat sich der Kurfürst auch selber schon unlöslich in die von ihm angeponnene Intrigue verwohen. Er kann nicht mehr zurück: und bei seinem Charakter mußte er einen solchen Zwang zur Intrigue durchaus für nöthig finden; denn bei Allem, was er nun gegen Homburg unternimmt, ist ja doch sein Herz, wie er später selbst bekennt, in der Mitte dorer gewesen, die für das Mitrecht der Empfindung gegen das Alleinrecht des Befehles, also für Homburgs Unschuld, muthig einzutreten gewagt. Aber die Prüfung wird ihm so wenig wie dem Prinzen erspart. Er hat den Spruch kaum wiederholt, so tritt der glückstrahlende General mit seinen tapferen Officieren vor seines Fürsten Angesicht und legt ihm seine reichen Siegestrophäen mit freudigem Stolze zu Füßen nieder. Es ist der Rächer seines Todes, es ist der Sieger seiner Schlacht, es ist der

Jünger seines Ruhmes, es ist der Anbeter seines Wesens, es ist der Sohn seines Herzens, der vor ihm steht, der jetzt zum ersten Male ihn wieder sieht als einen vom Tode Erstandenen, der die glänzenden Zeichen seiner fähigen That dem Lebendig ihm wiedergegebenen geliebten Fürsten bringt, errungen im Wahne, sie nur auf das Grab des Theuren als der Vollstrecker seines letzten Willens niederlegen zu sollen. Und was gibt ihm der Fürst, der Vater zum Lohne? Das Grab. Zwar spricht er dies ihm gegenüber bei aller Härte doch noch nicht aus. Immerhin aber empfängt doch Homburg keinen Gruß aus seinem Munde als den Befehl zur Gefangennahme. Dann wendet der Kurfürst sich in auffallendster Weise mit trockenen, gleichgültigen Worten, ja mit Scherzen, denselben Trophäen zu, deren Ueberbringer er als einen Gefangenen unbeachtet stehen läßt. Das ist eine künstliche Erzwungenheit, das ist die erstaunlichste Unnatürlichkeit selber, wie er sie niemals an sich selbst ertragen könnte, wenn er wirklich die ganze Strenge des Befehles mit vollem Ernste aus eigener Ueberzeugung wolle walten lassen. Das ist denn dem braven Kottwitz „zu stark“, und das kann nun gar der Prinz von seinem Fürsten nur als einen tollen „Traum“ begreifen. Als er dann erfährt, daß seine Gefangenschaft ihn für sein ungebotenes Weichen vom Blatze strafen soll, greift er in schmerzlich vorbrechender Bitterkeit dem Worte gleich voraus und spricht mit ächt Homburgischer Uebertreibung sofort vom Beile des Henkers. Mit heftigen Fohreswörtern überhäuft er den Mann, der ihn der Gerechteste gebäucht, als er ihn an „Edelmuth und Liebe“ gewöhnt, der ihn der Ungerechteste dünken muß, als er ihm mit den mächtigen Kriegskartellen „wie die Antike starr entgegentritt“. Es ist dies eine sehr natürliche, aber durchaus nicht besonnene Rede: die steht ihm überhaupt nie zu Gebote, wenn er dem ersten Drange seiner Empfindung folgt. Wir haben stets gefunden und werden es ferner finden, daß er zunächst nur instinctiv seinem Gefühle nachzugeben gezwungen ist, hinterdrein aber zur Besinnung kommt, um zu bereuen und zu berichtigen oder zu durchschauen und zu entscheiden. Er verträumte die Parole und orientirte sich auf dem Schlachtfelde mit rascher Besonnenheit über den ganzen Plan; er stürzte sich, ein vornehmer Sieger, in die Schlacht, und er ging daraus hervor als der berufene Vollender des ganzen Krieges. So tobt er nun in plötzlicher Erbitterung gegen den ganz unerwartet hartherzigen Einfall des „Brucks spielenden“ Fürsten; aber er wird sich sammeln und dann einen hellen Blick in die eigentliche Ursache dieses seltsamen Spieles zu werfen meinen, um nun erst völlig an dem, was sein Ideal war, zu zweifeln. Aus seinen letzten Worten in der vorliegenden Scene spricht noch nicht dies Verzweifeln einer klaren Einsicht, sondern nur erst die momentane tiefe Verleththeit durch das unbegreiflich fremde Benehmen des verkehrtesten Mannes. Er kann nur glauben, sein seltsames Spiel wolle der Fürst mit ihm treiben: und dazu ist er sich selbst zu gut, und darum thut er ihm Leid, und darum muß er ihn bedauern. Aber noch ist es ihm nur eine rasch vergehende Laune, ein allzu verkehrter, kurzlebiger Einfall, über den er nicht weiter nachdenkt, den er nur empfindet als verkehrende Unvernunft; und dieser Empfindung macht er LuSt in den erbitterten Worten, mit denen er nach Abgabe seines Degens sich entfernt. Er nimmt die feste Hoffnung mit, daß er, wie seine Freunde ihm versichern, „schon morgen wieder los“ sein werde. Ein Schatten ist wohl auf das Bild seines Ideals gefallen: aber noch steht es. Die Bitterkeit wird verfliegen wie die Laune, und alles wird hell und freudig werden. Man nimmt wohl eine schlimme Stunde mit in Kauf Angesichts eines ganzen Lebens voller Glück.

Der dritte Akt führt in zwei Scenen Homburg zu jener maßlosen Verzweiflung an allem Wahren, Schönen und Edlen, die ihren Grund in einem unglücklichen Irrthume hat, und deren Folgen für alle Betheiligten die bedeutendsten, den weiteren Gang der Handlung endgültig bestimmenden sind. Er ist wieder besonnen geworden, wie er es so rasch zu werden pflegt, wenn ihn seine natürliche Empfindung allzuweit fortgerissen hatte. Er denkt nicht mehr an einen launenhaften Einfall seines Fürsten, dem er zum Spielball dienen sollte. Gerade der weitgehende Eifer, mit dem

das Gericht die Untersuchung betreibt, zeigt ihm ja, daß es dem Einsitzer des Gerichts wirklich Ernst mit der Beabsichtigung dieses Urtheils gewesen: aber auch nur des Urtheils. Denn sobald Homburg seinen ersten Fürsten wiedergesehen, gewann er auch seinen liebenden Vater zurück. Jetzt versteht er ihn wieder so klar, wie er ihn immer verstanden; und auf diesem „seinem Gefühle von ihm“ beruht sein ganzes sicheres Vertrauen. Der Kurfürst mußte seinen Fehler durch das Gericht untersuchen und nach dem Gesetze für straffällig erkennen lassen: damit hat er „gethan, was Pflicht erheischt“. Aber indem er der Pflicht bis auf's Aeußerste nachkam, war er nur gewillt seinem Lieblinge die innige Reigung seines Herzens nach schon so vielen andern Proben noch in einer allerglänzendsten zu zeigen. Zugleich ist dies ja auch der schönste Lohn für den ersehnten Sieg, so daß es darauf eines weiteren „Gnadenreiches“ nicht einmal bedarf. „Er sammelt diese Nacht von Wolken nur um mein Haupt, um wie die Sonne mir durch ihren Dunstkreis strahlend aufzugehen: und diese Lust, fürwahr, kann ich ihm gönnen!“ Wenn Homburg so im Gefängnisse zum theilnehmenden Hohenzollern spricht, wie ganz anders klingt das doch als seine Abschiedsrede an den Fürsten bei der Gefangennahme. Seiner Liebe vollstes Maß ihm beweisen will der herrliche Mann, sein völlig nun ihm wieder erstandenes Ideal der Manneskraft und des Edelmuthes, der Gerechtigkeit und der Milde. Er will den schärfsten Urtheilspruch seines Kriegsgerichts nur aussprechen lassen, um dann mit Einem vernichtenden und errettenden Worte zu erklären: „Ich schenke Dir das Leben wieder!“ Ich schenke es Dir, weil ich Dich liebe und in meiner Liebe Dich und Deine That so gut verstehe wie Du auch mich und meine That verstanden hast. — Hohenzollern kann dies Vertrauen weder lassen noch theilen. Er hat es ja soeben erst erfahren, daß der Kurfürst das vom Gerichte bereits ausgesprochene Todesurtheil nicht etwa kassirt, sondern sich zur Unterschrift hat kommen lassen, womit selbst für die Hoffnungsvollsten die letzte Aussicht auf Begnadigung geschwunden ist. Bei dieser Nachricht muß auch der Hoffnungsvollste, muß Homburg selbst, und gerade er, der leicht Erregte, von plötzlicher Empfindung Bestimmte, in jähen Schrecken und wirren Zweifel gerathen. Er blickt verstört umher und findet in der ganzen Weite seines Begreifens keinen einzigen tröstigen Grund zu solcher Handlung. Ober: sollte sein Fürst in der That und allen Ernstes den Brutus spielen wollen, nicht aus Laune, wie er zuerst gewähnt, sondern in starrer, großartigem Gerechtigkeitsgeföhle, dem kein Mitleid, keine Liebe sich vermischen durfte? „Er könnte — nein — so ungeheuerere Entschließungen in seinem Busen wälzen?“ Eine schreckliche Größe wäre es, aber — ob er gleich niemals sie ihm zuzutrauen gelernt hat — es wäre doch immer eine Größe noch: und alle Größe traute er ihm von je so gerne zu. Dieser seiner Größe das Leben zu opfern, hat er sich stets bereit geföhlt; dieser seiner Größe, auch in ihrer schrecklichsten Gestalt, würde er zuletzt sogar all' seine Hoffnung auf das Leben opfern können. Aber er soll selbst den traurigen Glauben an diese schreckliche Größe verlieren: ihm soll ein ganz anderer, ein weit schrecklicherer Glaube blihartig in die Seele leuchten und in ihr der Besonnenheit letzten Rest auflockern lassen zu wilder Verzweiflung.

(Schluß folgt.)

Kritische Rundblicke.

Karl Rosenkranz.

Die Würdigkeit des Professors Karl Rosenkranz in Königsberg theilt sich in zwei Hälften, welche, sehr von einander verschieden, selten genug zu einem harmonischen Ganzen sich vereinigen. Die Würdigkeit dieses frühesten und eindringlichsten der Apostel Hegels theilt sich in Ehrwürdigkeit und in Liebendwürdigkeit.

Ich lege das zuletzt von ihm erschienene Buch, den ersten Theil seiner noch unvollendeten Autobiographie „Von Magdeburg bis Königsberg“ (Berlin, Heimann) aus der Hand, und die noch ungelesene Betrachtung, die unmittelbar nach der Lectüre eines inhaltsreichen Buches den Geist des Lesers wie eine Wolke einhüllt, unter der sich das Empfangene erst allmählig zu bleibenden Eindrücken ausgestaltet, läßt zunächst zwei Wahrnehmungen hervortreten. Zuerst, daß der bis zum Ueberdruß wiedererzählte Ausspruch Hegels über Rosenkranz, er wäre der Einzige, der ihn verstanden, und habe ihn mißverstanden, heutzutage nicht die geringste Bedeutung mehr für die Werthschätzung des Jüngers hat, der, obgleich in seiner Lehrthätigkeit Philosoph, auf literarischem Gebiete nicht durch Dasjenige fortleben wird, was sich an Hegel anschließt. Sodann aber, daß an diesem Professor, der mit einer Weisheit und einem Kenntnißreichtum, wie sie selbst unter den deutschen Gelehrten nur Wenige besitzen, eine Darstellungsgabe, eine Verständlichkeit und Leichtigkeit des Stils verbindet, wie sie unter den deutschen Gelehrten Keiner besitzt, trotzdem nicht ein Dichter verloren ging, nicht ein Schriftsteller in irgend einem künstlerischen Sinne dieser Bezeichnung, auch kein Historiker, sondern geradezu nur das, was man ein wenig geringschätzt, obgleich man es nicht entbehren möchte, was erst ein künftiges Zeitalter nach kulturgeschichtlichem Werthe schätzen wird: ein Plauderer, ein Philosoph für die Welt, kurz ein Feuilletonist.

Daß Rosenkranz unter keinen Umständen ein Dichter, ein Künstler geworden wäre, dafür gibt auch das vorliegende Buch Zeugniß. Es enthält unter Mittheilungen von brennendem Interesse für Jeden, der an der literarischen Geschichte des laufenden Jahrhunderts Antheil nimmt, wahre Sündenburger Haiden. Die Verführung, den Leser über solche Steppen zu führen, ist bei einem Rückblick auf das eigene Leben allerdings groß. Denn dem subjectiven Interesse bleibt es unbegreiflich, wie es mitunter auch objectiv Langeweile sein könne. Allein dem künstlerischen Instinct erschließt sich diese Unterscheidung intuitiv. Freilich lernt sie auch der Feuilletonist kennen, aber nur durch Übung, nur wenn er nicht in Ratheserstädten, sondern in Weltstädten lebt, nur wenn er seine Geschicklichkeit nicht verhäumt, sondern mit Absicht auf dem öffentlichen Markte zur Geltung bringt. Karl Rosenkranz hat niemals in Weltstädten gelebt und gewirkt; er amüßte verstoßen, als ob es verboten wäre, hinter dem Rücken der ersten, strengen, orthodoxen Hegel.

Das Wunder dabei ist, daß er weder Humor noch Sprit besitzt, sondern einzig und allein die Gabe, die, um literarische Wirkungen zu erzielen, gerade so schwierig und gerade so unerlässlich ist, wie um die Würde des sittlichen Handelns zu behaupten, die Gabe: die Wahrheit zu sagen. Im Leben ist dies eine Pflicht, in der Literatur ist es eine Kunst.

Die unwiderteglich sich aufdringende Wahrschichtigkeit seiner Mittheilungen, in phantasievoller farbenreicher Darstellung, ist es, was dem schwärzigen Rosenkranz Liebendwürdig macht. Wer seine eigene Person schriftlich in Scene setzt, der wird, ohne eine specielle Begabung dazu, in der ehrlichsten Absicht zum Lügner. Wie es real ganz unmöglich, so ist es intellectuell selten erreichbar: sich selbst in's Gesicht zu sehen. Nichts ist schwerer als was jeder Nachsich für das Leichteste hält: ein Tagebuch zu schreiben, wenn es

nicht eben ein Buch Desjenigen sein soll, was nicht zu Tage kam.

Erlebtes mit Wahrheit zu erzählen, ist keineswegs identisch mit realistischer Darstellung überhaupt. Man kann sehr geschickt in der Nachbildung der Wirklichkeit und dennoch nicht fähig sein, eine rechte und gerechte Autobiographie zu schreiben. Durch den Antheil, den wir mit Freud' und Leid, mit Wünschen und Bestrebungen an den Dingen genommen haben, verzerrten oder überfärben wir unwillkürlich ihre Wirklichkeit. Die Franzosen verlangen von Jedem, dessen Thätigkeit mit irgend einem Zweig des öffentlichen Lebens zusammenhängt, daß er seine Memoiren schreibe. Die Gewohnheit, dem Werth des Effectes über den der Wahrheit zu stellen, hat sie im Unklaren darüber gelassen, daß die Wahrheit mittelst eines Buches zu geringem Grade eine ethische Pflichterfüllung ist, die man von Jedermann fordern muß, sondern eine Fähigkeit, eine Kunst ist, deren Mangel Keinem als Schuld angedreht werden darf. Dumas fils spürte etwas von der Seltenheit literarischer Wahrhaftigkeit, als er in einer seiner Vorreden gleichsam sehnsüchtig rief: „Le public adore la vérité.“

Beähe Rosenkranz in geringerem Grade diese literarische Wahrheitsliebe und Wahrheitslust, er würde auf Kosten des innern Werthes seiner Mittheilungen ungleich mehr Effect erzielen, auf ein viel größeres Publicum Anziehungskraft geübt haben. Denn wie abgeneigt auch die Menge, die man das gebildete Publicum nennt, dem Studium einer speciellen Philosophie sein mag, jedes Zeitalter hat seinen eigenen philosophischen Geist, der es charakterisirt, der den Geschmack und selbst die entscheidenden Lebensregungen der Menge, ihr selbst zum größten Theile gänzlich unbewußt, beherrscht und bestimmt. Indem sich Karl Rosenkranz dem Geiste der Gegenwart im Charakter eines vergangenen Zeitalters darstellt, und zwar keineswegs in der Absicht durch die Verschiedenheit beider Epochen Wirkung hervorzubringen, sondern mit gänzlicher Ignoranz des gegenwärtig herrschenden Geistes, in der Selbsttäuschung besangen, das Begrabene wäre noch immer ein Lebendiges und nicht einmal ein Lebendig Begrabenes, vielmehr ein Lebendig Wirkendes; — gewinnt sein Werk an den bezüglichen Stellen den Anschein des Vorsündfluthlichen und muß auf das Publicum, das sich über die Ursache nicht Rechenschaft zu geben vermag, einen bestrebenden zurückstößenden Eindruck üben.

Zu den bezüglichen Stellen gehören alle

diejenigen, welche den Preis Hegels singen wie vor dreißig und vierzig Jahren, so naiv als wäre seitdem nichts geschehen. Für Rosenkranz ist die „Phänomenologie des Geistes“ der Nachbar auf der einen Seite von Platons „Republik“, auf der andern von Kants „Kritik der reinen Vernunft“. Daß aber die Nachbarwerke der Athem sind, welcher den geistigen Organismus der Gegenwart hebt und bewegt, Platon, so weit er in Kant und Schopenhauer überging, Kant, insofern die hervorragendste und einzig fruchtbare Thätigkeit der modernen Philosophie die Rückkehr zu seinen Grundlehren, ihre neue Unterfuchung und Klarstellung ist, — Karl Rosenkranz weiß zu viel, um nicht auch dies zu wissen; er stellt sich aber an, als wisse er es nicht.

Im Jahre 1832 schrieb Rosenkranz*): „Hegels Philosophie ist der Schluß des letzten Cyclus philosophischer Bildung; die ihr vorhergegangenen Philosophien sind in ihr selbst als Momente aufgehoben.“ Und vierzig Jahre später — mittlerweile haben sich die „aufgehobenen Momente“ mit sehr bedeutender selbstständiger und substanzialer Lebenskraft aus dem Hegel'schen Gewebe wieder losgelöst und dieses für todt liegen lassen — vierzig Jahre später steht Rosenkranz noch immer auf derselben Stelle.

Man ist gegenwärtig durch Darwin, besonders aber durch die philosophischen Consequenzen, welche aus diesem Häckel zog, obwohl widerwillig, dennoch von der Ubelichkeit des Forschers zum Materialismus getrieben worden, daß der nackte Materialismus nichts erkläre und zum Monismus gelangt. Dieser ist, sehr populär aufgedrückt, die Erkenntniß, daß weder die Vernunft dem Stoffe, noch dieser jener untergeordnet sei, sondern Beide Ein und Dasselbe seien, ohne daß jedoch im Geringsten zu erkennen, was dieses Eins. Vernunft und Stoff sind die zwei tastenden Hände eines und desselben Organismus, des blinden Kosmos. Dazu kam nun Du Bois-Reymond, um auf Grundlage des Nachweises, daß es in den Bedingungen des Organischen selbst liegt, in das Entstehen des Organischen niemals Einblick gewinnen zu können, Kants „wir wissen nicht“ durch das noch trostlosere „wir werden nicht wissen“ zu erweitern. Von den Consequenzen dieser Erkenntniß ist unfer zeitgenössisches Leben beherrscht und durchdrungen. Nun ermesse man das Vorsündfluthliche des Rosenkranz'schen Hegelianismus, indem man

*) Kritische Erläuterungen des Hegel'schen Systems.

sich aus der Phänomenologie nur Folgendes abstrahire: Philosophie ist nach Hegel absolutes Wissen, d. h. ein Wissen an und für sich, ein Wissen ohne alle Voraussetzung, ein Wissen, welches nicht von positiven geschichtlichen Wahrheiten ausgeht, sondern lediglich von der Vernunft selbst erzeugt wird. Die Vernunft muß, mit Beseitigung aller Vorstellungen, Vorurtheile und Uebersieferungen, welche ihr anhängen, in sich selbst eintreten und sich selbst erkennen; sie muß in sich selbst den Punkt finden, von wo alles Wissen ausgeht und wohin es zurückkehrt. Sobald die Vernunft diesen festen Punkt gefunden hat, so vermag sie aus ihm ohne alle fremde Zuthat, lediglich durch ihren inneren Entwicklungstrieb, alle Begriffe, alles Sein, die Natur, den Menschen, das ganze All hervorzuheben zu lassen.

Aud Kant sagt: wir wissen nicht! Aud Du Bois Raymond sagt: wir werden nicht wissen! Aud dem ungeheueren Optimismus, der Alles erklärt, um den Preis, der eine Kleinigkeit ist, daß man die Welt auf die Vernunft, d. h. auf den Kopf stelle, setzt sich der Pessimismus unseres Zeitalters so mächtig entgegen und würde höhnisch lachen, wenn er sich nicht ernsthaft freute, in der ausgebeuteten Gewalt, welche deraartige Dogmen üben, eine Bestätigung dafür zu finden, daß wir in der schlechtesten aller möglichen Welten leben.

Karl Rosenkranz hat am 23. April d. J. sein siebenzigstes Lebensjahr zurückgelegt. In diesem Alter ändert man nicht mehr die Prämissen der bereits vollendeten Entwicklung. Diese Wahrheit würde jedoch an und für sich keine Entschuldigungsveranlassung für eine dem Zeitalter widersprechende Schriftstellerei abgeben, weil sich ja hinzufügen ließe, daß man dann, in solchem Alter mit keiner Unabhängigkeit, keine Bücher mehr schreibt. Allein der schon erwähnten Kunst literarischer Wahrhaftigkeit ist es gegeben, das Unvortheilhafte, Anzeitgemäße, stellenweise, wie erwähnt, Langweilige des Buches ganz in den Hintergrund zu drängen.

Wir sind im Allgemeinen viel unterrichteter in der Geschichte schon lange verlassener als unmittelbar vorhergegangener Epochen. Der jungen Generation, welche die Errungenschaften des Zeitalters wie ein Selbstverständliches hin- nimmt, kann es die Freude am Dasein nur erhöhen, wenn sie sich in den Zuständen nächster Vergangenheit umsieht. Ein gut Theil derselben spiegelt sich in den wissenschaftlichen und literarischen Schilderungen von Rosenkranz lehrreich

ab. Ich weise nur auf die Analyse und Erklärung der ungeheuren Wirkung hin, welche Kammers „Geschichte der Hofenhausen“ bei ihrem Erscheinen erregte.

Die ältere Generation glaubt bei dieser Vorführung der einst vielgelesenen, nun halb vergessenen Celebritäten in ein photographisches Album zu blüden, in welchem sich die geistigen Portraits der guten alten Bekannten, zum Ausschreiben lebenswahr, beisammen finden. Viel zu weit würde es führen, aller Einzelnen hier zu gedenken, die Rosenkranz wiederlebendig macht. Ich glaube, daß für unsere Zeit, welche über die echten und rechten Moralgesetze im geschlechtlichen Verkehr und über das Recht, denselben artistisch mit größter Freiheit auszubeuten, völlig im Unklaren ist, die Erfahrungen, welche Rosenkranz mit Heine's „Arbinghella“ machte, von besonderem Werthe sein mußten. Psychologisch witzig ist dabei die Zusammenstellung mit Kotalis. „Heine predigte Natur, Kotalis predigte Natur. Bei jenem aber wurde sie Fleisch in der schönen Göttin der Liebe, während sie bei diesem in einer mir zwar unbegreiflichen, ebendeshwegen aber um so spannenderen Verkörperung endigen sollte.“ Zwischen beiden Arten Natur schwankte der Jüngling, später erst wurde ihm klar, welche ungeheuerliche Wollust in der religiösen Bezückung des Romantikers athmete.

Die Autobiographie endet vorläufig mit der Verurteilung von Rosenkranz auf den Lehrstuhl der Philosophie in Königsberg, den er seit vierzig Jahren einnimmt. Er hat an dieser Geburts- und Wirkungsstätte Immanuel Kants bekanntlich eine Gesamtausgabe der Werke des großen Philosophen veranstaltet, die heute bereits völlig vergriffen ist. Neue Ausgaben werden nicht mehr von Rosenkranz befohlen. Galt man dagegen den spärlichen Absatz von Hegels Werken, so hat man ein äußeres Zeichen dafür, wo die philosophische Theilnahme des Zeitalters noch lebendig ist. Allein den Unterschied recht klar zu begreifen, kann man nicht genug von Rosenkranz lesen, was bei der außerordentlich lebenswichtigen Weise, in der es geboten wird, nur ein Vergnügen ist.

Hieronymus Korn.

Kleine Bücherschau.

Von Eugen Zabel liegt uns ein recht magres Gedichtbändchen vor: „Nocturno“ (Königsberg, A. Hausbrand). Wie es scheint,

hat der Verfasser in seiner heißen Sehnsucht nach Druderschwärze es nicht einmal zur „Sammlung“ im allergewöhnlichsten Sinne des Wortes bringen können: Nur 17 Gedichte und 5 Epigramme enthält der Band, und da diese wenigen Gaben auch durch ihren Inhalt keineswegs zu einem multum werden, so macht ihre geringe Zahl nicht den Eindruck der Auslese, sondern den der Armuth. Die 5 Epigramme sind wegen ihres Mangels an Kern und Pointe nicht mit-zurechnen. Bleiben also 17 Gedichte. Von diesen ist eins „an Karl Guzkow“ (dem der Bandgewidmet ist) von rein persönlichem Belang — und ein anderes ist . . . „an die Kritik“ gerichtet. Bleiben 15. Unter diesen wieder suchte ich zunächst nach dem unvermeidlichen Ausschrei gegen Rom und fand ihn auch richtig in einem Gedicht: „Anathema sit.“ Anfangszeile: „Seid verflucht, ihr Menschheitskänder“ . . . Bleiben 14. Diese aber sind zum größten Theil versificirter Schopenhauer und Hartmann, zwei Philosophen, die ich lieber in ihren Originalschriften, als in Zabels metrischer Uebersetzung lese. Seine armselige und überwillige Spende hätte gar keine Erwähnung verdient, wenn er nicht bereits hier und da als kritischer Säbelschwinger aufgetreten wäre, dem es in Folge dessen bei der bekannten Technik des deutschen Kritikwesens auch selbst an Gönnern nicht fehlen wird.

Von Hieronymus Korms „Gebichten“ (Hamburg, J. Fr. Richter) ist soeben eine zweite vermehrte Auflage erschienen. Von den neu hinzugefügten Stücken gefiel uns besonders die folgende Ballade, die an Justinus Kerners sinnige Weise erinnert:

Zwei Wandrer.

Zwei Wandrer schritten durch den Wald.
Den Schlag auf Schlag das Reit durchhallt.

Was Jeder wünschste sehnsüchtigstoll.
Ihm aus dem Klang entgegenzoll.

Der Rüstige sprach: „Doet liegt der Strand.
Man baut ein Schiff nach fernem Land.“

Der Müde sprach: „Man baut ein Haus.
Die Liebe schmückt's mit Blumen aus.“

Sie drangen durch das Baumgeflecht
„A. S. H. S. S. S. S. S. S. S. S. S. S. S. S. S.“

Man baut ein Schiff nach fernem Land,
Ein Haus, umkragt von lieber Hand.

Man jammert, was der Wald verbarg,
Aus neuen Brettern einen Garg.

Bur Kritik der Kritik.

Wilhelm Jensen hat in Nr. 27 der „Gegenwart“ einen äußerst heftigen Angriff gegen Eduard Griesebach und seine „Aphorismen über Heinrich Heine“ veröffentlicht, die zuerst in unserer Zeitschrift und sodann erweitert in Griesebach's Buch: „Die deutsche Literatur. 1770—1870“ (Wien, L. Rosner) erschienen sind.

Jensen berichtet, wie es ihm und Andern „schwer begreiflich“ gewesen sei, daß diese Aphorismen in den „Neuen Monatsheften“ überhaupt Aufnahme gefunden haben.

Man kann es wahrlich nicht Jedermann recht machen. Also nicht, um der Verehrerung Jensens durch eine Aufklärung ihren Willen zu thun — nein, nur bewegen nehmen wir in dieser Angelegenheit das Wort, um im Interesse der kritischen Redlichkeit die Entfesselung in seinen Berichten aufzudecken.

Wir verehren Jensen in seinen Dichtungen; — wir danken ihm für die Beiträge, die er uns gewidmet hat; — aber wir bekämpfen seine . . . Mißverständnisse.

Alle, die Griesebach's Buch nicht gelesen haben, werden dem Referat seines Anklägers auf's Wort glauben und so bildet sich schließlich eine Literaturlegende, die für die Zukunft eines jungen strebsamen Talentes verderblich werden kann. Wer es besser weiß, hat in solchem Fall die einfache Pflicht, zu widersprechen, und darum ist es uns ein gebieterisches Herzensbedürfnis, auch hier der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen.

— Jensen sagt, daß er die Art der Griesebach'schen Angriffe „in kurzen Worten erschöpfend“ darzustellen will und erzählt zu diesem Zweck:

„Griesebach wechselt zwischen dem Richterstuhl des Kunstkritikers und des Literaturhistorikers, beweist als ersterer, daß Heine jede künstlerische Befähigung abgehe und als letzterer, daß derselbe jeder literarischen Bedeutung ermangle.“

Wie? fragen wir.

Das hätte Griesebach gesagt!

Aber lesen wir doch nur in seinem Buch!

S. 255: „Heine hat in „Bimini“ das Höchste geleistet, was die Poesie überhaupt leisten kann.“

S. 257: In der „Königin Pomare“ hat Heine . . . die Tragik der modernen Götter, das Thema der langathmigen Romanocabbände

der Franzosen, in wenigen untergänglichen Streichen gezeichnet, wie er andererseits die Tragik der reinen aber unglücklichen Liebe in jenen vier Strophen von dem Sklaven aus dem Stamm der Aza und der schönen Sultans-tochter durch ein Bild voll unbeschreiblichen poetischen Zaubers darzustellen wußte."

§. 274: „Die von 1852 bis 1856 entstandenen „letzten Gedichte“ sind die Sterbesußer des Poeten. In einem dieser wunderbaren, tief sinnigen, rührenden Verse...“ u. s. w.

§. 283: „In seinen sublimsten Gebilden schuf Heine über ihn selbst hinausweisende Meisterwerke.“

Und das Facit:

§. 6: „Heine ist trotz alledem und alledem unser letzter großer Lyriker und hat seit dem 22. März 1832 keinen Rivalen gehabt.“

Und der dies Alles ausspricht, soll dem Heine „jede künstlerische Befähigung“ und „jede literarische Bedeutung“ abgesprochen haben. Ist das eine Entstellung oder nicht? —

Und auf Grund einer solchen wird Grisebach von Jensen ein „Sytophant“ genannt, „Reid und Impotenz“ wird ihm vorgeworfen, er soll „ein Sacrileg an der Poesie begangen“ haben, man wirft ihm mit Herosirat zusammen, ja man nennt ihn sechsmal den „kaiserlich-deutschen Kanzler zu Smyrna!“*) Es ist mir freilich nicht gelungen, in dieser Bezeichnung ein ehrenrühriges Moment zu finden, aber sie muß doch wohl einen sehr vernichtenden Kern enthalten, da Jensen sie sonst nicht sechs Mal wiederholt hätte . . .

Weiter sagt er:

Grisebach legt an Heine „den Maßstab des salbadernden Pastors und verdreht die Augen über Angläubigkeit und Heidenthum des Dichters; mit dem sittlichen Abscheu eines alten Weibes erhebt er unablässig wiederkehrendes Wehgeschrei über die Amoralität Heine's.“

Von Heine's „Angläubigkeit“ redet Grisebach kein Wort; und wenn er §. 273 sagt, daß dem Dichter „jeder christliche Sinn“ abging, so

*) Am Anfang seines Artikels spricht Jensen von einem Prose „des Dr. juris Grisebach, kaiserlich deutschen Kanzler in Smyrna“. Wo bleibt da die Grammatik? — Weiter unten redet er von Grisebach's „Orthographie und dem Inhalt derselben.“ Dem Inhalt der Orthographie!

geht aus dem Zusammenhang hervor, daß er dem Heine nur das Verständnis für die christliche Idee von Verschuldung und Buße abspricht, die im Volkslied vom Tanzhauer zum Ausdruck gelangt. Ob denn aber Jensen selbst der Meinung ist, daß Heine viel christlichen Sinn gehabt hat? Oder würde er andererseits wagen, dem Gedanken von Schuld und Sühne seine ewige Bedeutung abzuspreehen? Ich möchte wohl wissen, wo hier der „salbadernde Pastor“ zum Vorschein kommen soll.

Und Heine's Amoralität?

§. 268 sagt Grisebach: „In seinen reifsten und vollendetsten Schöpfungen ist Heine ganz sicher mit der Ethik der Poesie in Uebereinstimmung und zeigt sich als ein Abkömmling des Volkes, das er selbst als das Volk der Sittlichkeit mitten im wüsten Benußdienst der Nachbarnationen definiert.“

Das ist ein Ton aus dem „unablässig wiederkehrenden Wehgeschrei“!

In seinen folgenden Erörterungen sucht freilich Grisebach den Beweis zu führen, daß Heine's „Neuen Gedichten“, dem Lyrischen Theil des „Romanzers“ und den „letzten Gedichten“ die ethische Idee fehlt, welche „die höchste Weihe der Kunst“ bildet; — aber was er damit meint, hat durchaus keinerlei Berührungspunkte mit dem „sittlichen Abscheu eines alten Weibes“:

Grisebach beansprucht nämlich für die Kunst zwar das Recht, das Sittliche wie das Unsittliche mit gleicher Unparteilichkeit zu schildern, und gerade gegen die Zumuthungen der altweiberlichen Prüderie und der pastoralen Salbaderei sucht er dies Recht zu verteidigen, — aber unter der Bedingung, daß durch die ethische Gesamttendenz das Unsittliche nur zum Moment herabgesetzt wird.

Eine solche ethische Tendenz vermißt er in den genannten Gedichten Heine's — und aus diesem Grunde spricht er ihnen die künstlerische Einheit ab.

Es ist dies eine ästhetische Grundansicht, mit der wir durchaus nicht bedingungslos übereinstimmen — aber sie muß discutirt, sie darf nicht beschimpft werden . . . und welche Entstellung, dem Vertheidiger einer solchen ethischen Kunstanschauung „den sittlichen Abscheu eines alten Weibes“ vorzumwerfen! . . . welches Wagniß, die Anwendung dieser Kunstansicht auf Heine's Gedichte als literarische Heiligthumschändung zu verdächtigen.

So wird in Deutschland kritisiert! . .

Gern füge ich hinzu, daß Jensen's Bemerkungen über den wohlfeilen Patriotismus Grisebach's minder unbegründet sind. Indeß darf nicht übersehen werden, daß Seine nach dieser Richtung hin durchaus nicht unbedenklich ist. So sagte erst kürzlich wieder Fr. Kreyßig in der „Deutschen Rundschau“: „Seine hatte keine politische und speciell keine national-politische Ader. — Dem deutschen Staat kannte, den preussischen liebte er nicht.“

. . . Bei der ganzen Hertulesthat Jensen's hat sich nur die Autoritätsanbetung in ihrer vollen Macht offenbart. Sagt ein Grisebach, daß Lessing vielfach überschätzt wird und sucht er diese Behauptung durch die Gründe Herders zu erweisen, so widerlegt man ihn nicht — o nein! Man überhäuft ihn mit Schmähungen und verklagt ihn vor dem Schöffengericht der geistlosen Gläubigkeit wegen eines furchtbaren Verbrechens: des Verbrechens eigener Meinungen. Dafür können wir aber die Schutrimen unserer Autoritäten und commentiren Goethe's Küchenzettel in diesen Bänden.

Auch Jensen hat den Augenblickserfolg seines Angriffes nur dem Umstand zu verdanken, daß er für das fromme Nachbeten eine Lanze einlegt gegen das muthige Selbdenken, daß er mit Demuncianteneifer einen feyerlichen Neuerer des Urtheils an die große Armee der Gedankenlosigkeit ausliefert. Was eben überkommen ist und durch das Alter geheiligt, kann unter dem schallenden Applaus der Menge immer und immer wiederholt werden, während das Neue und Kühne sich zunächst an die Unbefangenheit der vornehmen Geister wendet und meist nur als ein Saaiforn auf Felsen niederfällt: Es wird erst in späten Tagen lebendig aufgehen.

Oscar Flunenthal.

Miscellen.

Wir erwähnten im Rathest, daß Carl Brauns „Nordgesichte“: Zioba uns als eine alte Bekannte aus der Revue des deux mondes angemuthet hat; da wir jedoch an ein Plagiat nicht auf die bloße Erinnerung hin glauben mochten, so nahmen wir die Benützung einer gemeinsamen Quelle an. Inzwischen ist in der von Guido Weiß herausgegebenen „Wage“ der leidige Nachweis geführt, daß Carl Brauns Erzählung wirklich aus der Revue des deux mondes herübergestohlen und da, wo sie abweicht, durch große Schnitzer entstellt ist. So kommt z. B. in der Erzählung ein Brief Tizians

vor. Er beantwortet damit — so erzählt Braun — ein Schreiben von Palmo Vecchio, worin dieser „Auskunft über die niederländische Malerschule und über ein venetianisches Küchenrecept begehrt“, — und Braun fügt hinzu: „Das beehrte Küchenrecept theilt Titian mit einer Genauigkeit und Sachkenntniß mit, welche unser Staunen erregt.“ . . . Wie lautet nun dieses famose „Küchenrecept“? Die „Wage“ übersezt es aus dem französischen Text: — „Nimm Fichtenharz, laß es ordentlich auf, aber nicht überkochen, mische auf zwei Theile einen von Mastix, einen von Siccatis hinzu und Du hast . . . einen Firniß, wie Du ihn Dir nicht besser wünschen kannst.“ . . . Das ist das „Küchenrecept“! „Trennen wir uns,“ so schließt Guido Weiß, „am Herde von dem Wiedermann! Sollte ein ungewöhnlich Roth in seine Wangen geflogen sein, so findet es hier seine harmloseste Erklärung.“

Von Verthold Kuerbach erscheint nächstens 1 Mille Gedanken — unter dem Titel: „Tausend Gedanken des Collaborators.“ Ein naiver Freund, dem ich davon erzählte, rief verwundert aus: „Ich hätte gar nicht gemeint, daß es überhaupt soviel giebt!“

Das lieblose und plumpe Zerpfücken von poetischen Bilderblumen war von jeher ein Heldenthat Derjenigen, die man „Hare Köpfe“ nennt. Im blöden Dünkel des Verstandes befangen und ohne eignes dichterisches Anschauungsvermögen stellen sie an die Phantasie des Poeten das Anfinnen, nicht zu den Sternen zu fliegen, sondern in ebenem Paradeschritt auf der Landstraße einherzutrotten; und jede kühne Metapher zerfchneiden sie gleichsam mit dem Tranchirtmesser. Man weiß, was Julian Schmidt auf diesem Gebiet geleistet hat. Neuerdings tritt Rudolph Vallij in seine Fußstapfen. In einem wirren Buch: „Die Naturgeschichte der Götter“ (Leipzig 1875, H. Menckel's Verlag) sucht er in den schönsten Gesangbuchliedern „die sinnlose Phrase“ nachzuweisen. So macht er zu Luther's:

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wörlt uns gar beschlinggen

die weise Anmerkung: „Man hat aber die Welt keinen irgend wie und wo bekannten Raden, mit dem sie uns verschlingen könnte!“ — Paul Gerhardt's Strophe:

Was schadet mir des Todes Gift?
Denn Blut, das ist mein Leben.
Wenn mich der Sonne Hitze trifft,
So kann mir's Schatten geben.

diese Strophe wird durch folgenden brutalen Scherz commentirt: „Wenn das Blut zum Sonnenschiem zu gebrauchen ist, so kann man sich auch vielleicht einen Schlafrock davon machen lassen!“ — Auch Schiller wird nicht verschont:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der stolze Weibzug entzwei.

Der realistische Kritiker bemerkt dazu: „Wer je eine Braut hat ausziehen helfen (!), wird wissen, daß Gürtel und Schleier sehr vorsichtig abgelöst werden, damit sie nur ja nicht „entzwei reißten!“ Es drängt sich dabei auch uns eine „kritische“ Frage auf: Wieviel Bräute hat Herr Wallis wohl „ausziehen helfen“, bevor er diese Behauptung mit dem Anspruch der Allgemeingültigkeit aufstellen konnte? . . . Seine ganze hyper-kritische Schlanheit erinnert lebhaft an Kalifschs bekannte Scherzrecension über Goethe's „Kalkönig“.

Seitdem die Romane und Novellen nach Spalten und Zeilen bezahlt werden, ist die Vorliebe für Anwendung des Dialogs in der Erzählung zur krankhaften Manier ausgeartet. Selbst bei den besten Erzählern finden wir bisweilen ganze Seiten voll fader und nichtiger Gesprächswendungen, deren Dasein nur dadurch erklärt werden kann, daß sie eben — ganze Seiten füllen; man würde sich sonst vergebens fragen, warum in einem vielzeiligen Dialog zerplittert wurde, was in wenigen objectiven Worten mitgeteilt werden konnte. Es scheint uns hier nützlich, auf einen im ersten Jahrgang der „Deutschen Worte“ erschienenen Aufsatz von Julius Duboc: „Ueber die Darstellungsweise im Roman“ zurückzuweisen, worin der Verfasser die nachstehenden, äußerst zutreffenden Bemerkungen macht: „In der Anwendung des Dialogs besitzt der Romanchriftsteller das sicherste und gar nicht zu ersetzende Mittel, den Leser in die unmittelbare Gegenwart der Dinge zu versetzen. So lange der erzählende Ton vorherrscht, ist der Leser bloß Hörer des Wortes, wenn auch vielleicht Hörer mit warmer Empfindung; werden aber die Personen redend eingeführt, so wird aus dem Hörer ein Thäter

des Wortes, d. h. er wird zum Mitlebenden dessen, was ihm lebendig vor Augen gestellt wird. Was vorher die fauber ausgeführte Zeichnung irgend einer Person war, bekommt nun Farbe, und mehr als das, Blut und Nerven und menschliche Stimme. Ueberall daher, wo es dem Romanchriftsteller darum zu thun ist, die Situation zu steigern, der Handlung den fühlbarsten Pulsschlag zu verleihen und die Antheilnahme des Lesers in eine erhöhte Spannung zu versetzen, verbietet die Form der directen Rede, sofern sich die Situation überhaupt für die dialogische Behandlung verwertzen läßt, dem Vorzug. Am so mehr sollte der Dialog auf der andern Seite vermieden werden, wo er überflüssig ist. Jede gleichgültige Verhandlung, jeben mit wenigen Strichen zu skizzirenden Gesprächsinhalt in die Form der directen Rede kleiden, heißt das Wesen des Dialogs und seine Aufgabe im Roman verkennen. . . Für den Leser vertritt das Gespräch die Stelle eines Reizmittels. Wie jedes Reizmittel im Uebermaß genossen, so hat auch der Dialog, übertrieben angewendet, die Wirkung, den Geschmack, die Empfänglichkeit des Lesers abzukupfen und — was damit im engsten Zusammenhang steht — einer Verflachung und Gehaltslosigkeit der Romanliteratur Vorschub zu leisten. Bei einiger Selbstprüfung wird Jeder leicht an sich die Beobachtung machen können, daß es nach dem längeren Zeit genossenen prickelnden Reiz und der lebhaften Anregung, welche die dialogische Form der Rede im Roman veranlaßt, schwer fällt, die nöthige Sammlung und Stimmung für den Ton ruhiger Schilderung und Erzählung, überhaupt für jede Art vertiefter Behandlung in sich aufzubringen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß wo der Dialog aus seiner nothwendigen Beschränkung und seiner wahren Bedeutung als Kunstmittel heraustritt, wo ihm statt dessen eine Stelle als Reizmittel überwiesen wird, ein erster und entscheidender Schritt gethan ist, um den Roman auf dem Weg einer immer raffinirteren Ausbildung der Effecte jedes tieferen Gehalts zu berauben.“

Zur Anricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte“ sind an Herrn Oscar Plametzki, Berlin S. W., 32 Juliusches Mär zu richten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck der Bieder'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt Ueberverfolgungsbrecht vorbehalten.



— D Inserate. —

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Durch alle Wetter.

Roman in Versen von Adolf Friedrich von Schack.

Dritte verbesserte Auflage.

Miniatur-Ausgabe.

Mt. 8. — Elegant gebunden Mt. 4. 50.

Dieses komische Epos, welches, stellenweise die Sensationsromane parodirend, doch das selbstständige Interesse einer reichen und spannenden Fabel besitzt, hat die vielseitigste Anerkennung gefunden und ist von Rudolf Gottschall als eine Perle unter den neuesten poetischen Productionen bezeichnet worden. „Schack's Roman in Versen“ — sagt derselbe weiter — „ist reich an poetischen Schönheiten ersten Ranges; wo die ernste Muse nicht mit vollen Akkorde in die Saiten greift, da schüttelt ein weltweiser Humor das Kaleidostop seiner bunten Bilder zu immer wechselnden Figurationen durcheinander.“

Stuttgart, Juni 1875.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlag von Ernst Julius Gänther in Leipzig erschien soeben:

Für alle Wagen- und Menschen-Classen.

Plaudereien von Station zu Station

von

Oscar Blumenthal.

3 Bändchen von 7—8 Bogen in illustriertem Buntdruckumschlag.

Inhalt:

Aus Gräbe's Lebensgeschichte. (Nach neuem Aen). — Junge Wittwen. — Dem Sängler des Mirza-Schaffy. — Aus einem verschollenen Buche. — Allgemeine deutsche Biographie. — Bonmots. — Das Aristid. — Die der Literatur zu helfen ist. — Eine kleine Berichtigung. — Lost Heiligthümer (Epigramme). — Die heilige Schalkom. — Au der Table d'hôte. — Vogelpflegen. — Viehhofausbegrünnungen. — Ein Abend bei Bismarck. — Eine Befreiungsgeschichte. — Die Poesie des Caroco. — Für unser lieben Frauen.

Für die Reise- und Badefaison

gibt es keine angenehmere und reichhaltigere Zeitverweilungschrift — keine, über die Witz und Laune so verschwenderisch ausgegossen sind.

Preis pro Band: 1 Mark.

NB. Von den „Plauder Augenzeugenzeit.“ desselben Verfassers befindet sich eine zweite vermehrte Auflage unter der Presse, nachdem die erste von zweitausend Exemplaren in drei Monaten vergriffen ist.

Einbanddecken

zum ersten Bande

der Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik

elegant in Englisch-Leinwand mit silbvollem Arabesken in Gold- und Schwarz-Druck reich und geschmackvoll verziert sind zum Preise von 1 Mark 50 Pf. durch alle Buchhandlungen sowie durch die Verlagshandlung zu beziehen.

